Sammlung von vorträgen gehalten im Mannheimer altertumsver...

Mannheimer Alterthumsverein (Germany)

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Sammlung von Vorträgen

gehalten im

Mannheimer Altertumsverein.

Vierte Serie.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Inhalt:

1) **Altes und Neues aus Griechenland**, von Dr. Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium in Offenburg.

2) **Die sociale und rechtliche Stellung der Frau im alten Rom**, von Dr. Max Zöller, Professor am Gymnasium in Mannheim.

3) und 4) **Mannheims Handel im 17. und 18. Jahrhundert**, von Wilhelm Zeiler, Direktor der Rheinischen Creditbank in Mannheim.

Mannheim 1892.
Verlag von Tobias Loeffler (H. Werner)
Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

33-34719
COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

S64
M316

Digitized by Google

Altes und Neues

aus

Griechenland.

Vortrag, gehalten im Mannheimer Altertumsverein

am 23. Januar 1892

von

Fritz Baumgarten.

Wie oft der Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Mannheim 1892.
Verlag von Tobias Löffler (H. Werner)
Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen 12,33 DC/Hee

Hellas ist das Land des romantischen Reisens. In Italien herrscht schon allzusehr die Eisenbahn; wo aber diese hingedrungen, da ist es vorbei mit der besten Romantik. Auch in Griechenland droht der Verkehr europäischen Zuschnitt anzunehmen; mancher Punkt, wohin wir uns vor zehn Jahren noch mühsam zu Fuß oder im Saumtiersattel durchkämpfen mußten, steht jetzt als Bahnstation im Kursbuch. Doch bis zum völligen Sieg der modernen Schienengeleise hat es immerhin noch gute Wege. Unsere badischen Landsleute, welche zur Zeit, wie Sie wissen, in stattlicher Anzahl durch Hellas pilgern[1]), werden somit noch vielfach ähnliche Abenteuer zu bestehen haben, wie ich sie vor zehn Jahren erlebte und im Folgenden in loser Anordnung zum besten geben möchte. Ich bin mir wohl bewußt, wie harmlos und in gewissem Sinne auch abgestanden diese persönlichen Erlebnisse sind; um so wünschenswerter schien es mir, den Excerpten aus alten Reisebriefen, die meiner Schilderung zu Grunde liegen, hie und da eine antiquarische Novität mit auf den Weg zu geben. Wem meine Briefe nichts neues sagen, der halte sich an diese archäologischen Zuthaten. Und nun in medias res! Zunächst nach Marathon, der Stätte, wo die Athener im Jahre 490 den ersten glänzenden Sieg über ein Perserheer davontrugen.

---

[1]) Gemeint ist die aus Staatsmitteln unterstützte Expedition badischer Gymnasiallehrer, die unter Führung von zwei Freiburger Universitätsprofessoren am 10. März 1892 eine Studienreise nach Griechenland und Kleinasien angetreten haben.

Digitized by Google

Marathon.

Gegen Mittag des 21. März 1882 näherten wir uns dem Felsenthor, an dessen Ausmündung in die marathonische Ebene der kleine Ort Vranà gelegen ist. Dies Felsenthor gehört zum Großartigsten, was ich auf griechischem Boden bisher gesehen. Ein kleiner, momentan wasserreicher Bach zwängt sich rauschend in scharfen Biegungen durch ragende Bergwände. Jedes Fleckchen Erde, das er hie und da zwischen dem Gestein abgesetzt, ist mit Buschwerk bestanden; selbst an den Felsen ranken allerlei Schlinggewächse. Unter den mannigfachen Sträuchern fallen uns besonders blühende Oleanderbäumchen in die Augen; man muß sich als Nordländer ordentlich erst daran gewöhnen, daß hier zu Lande der Oleander nicht in Kübeln steht, sondern direkt aus dem Erdboden aufwächst.

Beim Austritt aus dem Gebirge hat man einen herrlichen Ueberblick über das Schlachtfeld mit seinen gedeihlichen Aeckern und Weinbergen, über das blaue Meer und die schneeigen Gipfel Euböas.

Vranà, auf einem Teil des Geländes von Alt-Marathon gelegen, besteht nur aus 20 Familien; zu einer derselben, die gerade vor ihrer Hütte auf dem Rasen versammelt war, gesellten wir uns. Zwei bösartige Hunde begrüßten uns wie gewöhnlich; doch wir gewannen sie durch einige Brocken Brot, die wir für alle Fälle bei uns hatten. Wir baten höflich um Nero, d. i. Wasser, um Psomi, d. i. Brot — anfänglich ohne Erfolg. Aber nach und nach kam außer dem

Digitized by Google

Erbetenen auch noch Krasí, d. i. Wein, und Avgá, das sind Eier, zum Vorschein. Ein Teppich ward ausgebreitet; wir mußten uns ihm anvertrauen — nicht ohne stilles Grausen. Allmählich sammelte sich natürlich ganz Vrana um uns, d. h. die Frauen; die Männer waren sämtlich bei den Herden. Diese Frauen waren über alle Begriffe häßlich und verwahrlost. Der Gedanke ans Ewigweibliche konnte einem unmöglich kommen, aber wohl sagten wir uns, daß zwischen dem Leben einer Mutterziege und dem Vegetieren einer solchen Marathonierin der Abstand nicht eben erheblich sein könne. Und diese Stimmen! Aber sehr langmütig erwiesen sie sich ihren Kindern gegenüber; kamen doch zweijährige Bengels, die schon fertig sprechen konnten, herangelaufen und erschlossen sich selbst die mütterliche Nahrungsquelle: uns fielen unwillkürlich die großen Bambini ein, welche Raffaels Madonnen an die Brust zu drücken pflegen.

Das Schlachtfeld, dem wir uns nun zuwandten, übersieht man am besten vom sogenannten Soros. Es ist dies ein 20 m hoher Erdhügel, die einzige Erhebung in der weiten Ebene. Man hielt ihn stets für das Kriegerdenkmal, das über den im Kampfe gefallenen 192 Athenern nach der Schlacht errichtet worden war, bis unser Landsmann Heinrich Schliemann ihn 1884 durchsuchte und leer fand[2]). Aber diesmal hatte der sonst so findige Mann sich geirrt; er war einfach nicht tief genug eingedrungen oder hatte die Spuren der Bestattung unbegreiflicherweise übersehen. Eine zweite Grabung, welche die griechische Regierung im Jahre 1890 unternahm, förderte 3 m unter dem heutigen Niveau der Ebene die unverkennbaren Ueberreste jener

[2]) Er erklärte ihn für ein Kenotaphion aus dem 9. Jahrhundert, das mit der Schlacht von 490 in keiner Beziehung stehe. Mit Berufung darauf hat Hauptmann von Eschenburg (Vortrag in der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1886) den Schauplatz der Schlacht viel weiter nach Norden und Osten verlegt, als bisher wegen des Soros angängig war, und dies durch treffliche Gründe zu stützen gewußt. Sein Ansatz ist nun leider wieder hinfällig; doch bestehen bleibt das Lob, das er als Fachmann dem Miltiades und seiner Strategie in reichstem Maße spendet.

Digitized by Google

Tapferen zu Tage: auf sorgfältig aus Meersand und Glimmergestein zusammengesetzter Unterlage fand man eine mächtige Aschenschicht, halbverkohlte Knochen und Trümmer von Grabvasen mit schwarzfigurigen Zeichnungen, die auf den Anfang des 5. vorchristlichen Jahrhunderts weisen. Diese Funde lassen keinen Zweifel mehr daran bestehen, daß hier der Kampf am heftigsten tobte, hier jene 192 Athener fielen, hier der die Leichen verbrennende Scheiterhaufen sich erhob, über dessen eingesunkenen Resten man dann als weithin sichtbares Grabmal den Erdhügel zur Höhe schüttete.

Wir saßen lange auf der Höhe des Sorós. Am Himmel jagten sich düstere Wolken, schäumend brachen sich die Wellen am nahen Gestade, ein melancholisches Säuseln ging durch die hageren Halme der Asphodelos-Staude, jener aschfarbenen, stolzen Unterweltsblume, die weithin das Gefilde bedeckt.

Wir lasen uns die schlichte und doch so packende Schilderung vor, die der gute Herodot von der heldenmütigen Waffenthat der Athener gegeben, und unsere Seele war ganz bei jenen Wackeren, „die zuerst von allen Hellenen im vollen Lauf den Feind angegriffen und den Anblick der medischen Tracht furchtlos ertragen hatten".

Die Nacht wollten wir in Neu-Marathon zubringen, das hübsch in einem wasserreichen Thälchen oberhalb der Ebene gelegen ist. Im Kaffeehaus, wo wir beim Zwielicht einkehrten, sammelten sich allmählich die von der Weide heimkommenden Hirten, lauter Gestalten in Evzäns-Kostüm, die uns unermüdlich anstaunten, auch schöne, doch unerschwinglich teure Münzen zum Kaufe anboten. Mit dem Kaffeewirt gingen wir bald zum Magazin des Ortes, die Einkäufe für unser Abendessen zu besorgen. Eier und Reis war das einzige, uns mundgerechte, das wir auftrieben. Denn zu halbverfaulten Oliven oder zu rohen Zwiebeln, dem hierzuland so beliebten Essen, konnten wir uns nicht entschließen. Im Schlafzimmer des Wirts — einer appetitlichen Gegend — wurde das Mahl bereitet. Das Reisgemüs sah nicht verlockend aus; in rußiger Pfanne über offenem Feuer hatte es eine bedenklich graubraune

Digitized by Google

Farbe angenommen. So vertrösteten wir uns auf die Eier, die waren ja hier wie daheim durch ihre angeborenen Hüllen gegen Verunreinigung geschützt. Aber wie konnten wir die Gefälligkeit unseres Wirtes so unterschätzen? Der hatte die Eier nicht bloß gesotten, er hatte sie auch eigenhändig abgepellt, ganz eigenhändig, das war unverkennbar. Hätten wir nur nicht kurz zuvor mitangesehen, wie er mit denselben braven Händen den Schweinen im Hof das Futter bereitstellte! Unsern Appetit noch zu erhöhen, setzte sich der Edle zu uns an den Tisch und schmelzte sein Gericht großer Bohnen durch einen kräftigen Aufguß aus — der Oellampe!!

Ich will nicht versuchen, unsere Lagerstätte zu beschreiben — ganz ebener Erde, und an was für einer Erde! Die kleinen Herrschaften hatten müheloſen Zutritt. Mein Kamerad vermochte denn auch gar nicht einzuschlafen und war des anderen Morgens ganz eifersüchtig auf mich, der ich manche Stunde vor Müdigkeit das Jucken unterlassen hatte.

Bei guter Zeit erhoben wir uns. Der halbwüchsige Sohn des Wirts goß jedem auf dem Vorplatz Wasser über die Hände, zwar nicht aus goldenem Krug über silbernem Becken — doch sonst war es ganz wie bei Homer. Die Augen hätten Sie aber sehen sollen, die der Junge machte, als mein Genosse seine Zahnbürste in Bewegung setzte! Davon steht freilich nichts bei Homer. Auf der Bank vor dem Hause saß des Wirtes Hausfrau: sie hatte ihren Jüngsten auf dem Schoß und neben sich auf der Bank einen Krug mit Wasser. Davon nahm sie von Zeit zu Zeit die Backen voll, ließ das Wasser sich wärmen und übersprühte dann das jaulende Kind. Das könnte schon eher beim Homer vorkommen, denn darin liegt Natur.

Zum Abschied trank unser Freund der Wirt noch mit jedem einen Mastixschnaps, schüttelte uns bieder die Hand — und wir waren wieder mit Gottes reinlicher Natur allein.

* * *

Digitized by Google

Ehe wir aus der marathonischen Landschaft scheiden, möchte ich Sie noch auf eine jüngst geschehene, die Schlacht von 490 betreffende Entdeckung aufmerksam machen. Wie Ihnen bekannt sein wird, hat man im Jahre 1886 auf der Akropolis von Athen große Schuttmassen gefunden, welche von der Zerstörung der Burg durch die Perser im Jahre 480 herrühren. In diesem Schutt haben sich u. A. auch gegen 30 Bruchstücke einer offenbar mit der größten Gewaltthätigkeit zerschlagenen Reiterfigur gefunden. Dieselbe ist etwas unter Lebensgröße, wie die allbekannten Aegineten, mit denen sie überhaupt große Aehnlichkeit besitzt. Der fein bearbeitete Marmor zeigt Spuren reicher Bemalung, die Farben sind z. T. noch so frisch, daß die Statue nicht lange vor ihrer Zertrümmerung die Werkstatt des Künstlers verlassen haben kann. Die sorgfältig in fünferlei Farbe gemusterte Kleidung des Reiters, dem Kopf und Arme leider fehlen, verrät ihn sofort als Barbaren: solche Beinkleider, wie er trägt, waren in Hellas niemals Mode. An der linken Hüfte führte er einen Köcher, in der weggeschlagenen Linken also vermutlich einen Bogen. Wer ist der berittene Bogenschütze?

Der Freiburger Archäologe Studniczka, einer der Gelehrten, welche unsere badischen Gymnasiallehrer jetzt durch Hellas geleiten, hat hier gewiß das Richtige getroffen[3]), wie er überhaupt wohl am meisten die Deutung und Ergänzung jener dem Perserschutt entstiegenen Akropolis-Skulpturen gefördert hat. Nach seiner Ansicht stellt unser Reiter einen Perser und zwar einen persischen Anführer dar und ist nichts geringeres als ein Weihgeschenk zum Dank für den marathonischen Sieg, ein Denkmal der siegesfrohen Stimmung, welche die Athener nach der leicht erkämpften Befreiung beseelte. Daher die fast bewundernde Darstellung des prächtigen Feindes, daher die liebevolle Treue, mit welcher der Künstler die fremdartige Tracht des persischen Mannes in allen Einzelnheiten wiedergiebt: thaten sich doch die Athener, wie Herodot erzählt, viel darauf zu

[3]) Vgl. Jahrbuch des Archäologischen Instituts 1891 S. 239 ff.

Digitized by Google

gut, daß sie die ersten waren, welche „den Anblick der persischen Tracht und der damit Bekleideten ertrugen". In dieser Tracht erinnerte das Bildwerk die Athener am unmittelbarsten an die bestandene Not, durch sie stach es eigenartig ab von allem, was sonst auf der Burg von Weihgeschenken stand. Kein Wunder, daß es bald populär war wie wenige und von den vervielfältigenden Künstlern jener Zeit, den Vasenmalern, gern copiert wurde. Eine solche Copie ist das Innenbild auf einem altattischen Thonteller, der sich jetzt in Oxford befindet: alles Wesentliche der Statue, der gedrungene Bau des Rosses mit seiner kurzgestutzten Mähne, die buntgemusterte Tracht des Reiters, sein Köcher, sein Bogen sind vom Vasenmaler deutlich wiedergegeben. Aus seinem Bild erfahren wir auch, daß die Statue einst einen bartlosen Jünglingskopf mit hoher, phrygischer Mütze trug, was uns vielleicht berechtigt, bei dem Reiter an den Neffen des Darius, den jugendlichen Feldherrn Artaphernes zu denken. Wie gesagt, es war eine gewiß sehr populäre Statue, die der Maler des Tellers so in allen ihren charakteristischen Zügen wiedergab. Er hätte nicht nötig gehabt, seiner Figur eine Beischrift hinzuzufügen: jeder Athener mußte auf den ersten Blick erkennen, welches Monument der Burg er so säuberlich abconterfeite. Aber sein Herz gedachte wohl unter dem Malen dankbarst des großen Mannes, der diese schlimmen Perser in den schönen Gewändern aus dem Felde geschlagen, und was sein Herz bewegte, ging in seinen Pinsel über, und so malte er um das schön geratene Bild in großen Lettern die schlichten und doch vielsagenden Worte: Μιλτιάδης καλός, was etwa besagen will: Miltiades war ein feiner Kerl, bravo Miltiades!

Digitized by Google

Unterwegs nach Theben.

Eines Abends wartete ich mit einem amerikanischen Freund vor dem Omnibus-Bureau zu Athen auf den Abgang der Postkutsche nach Theben. Nach längerem Warten — denn unpünktlich ist in Hellas jedermann, die Post nicht ausgenommen — fuhr ein seltsames Vehikel vor: ein schmuckloser, nicht einmal angestrichener Holzkasten mit zwei Thüren, welche kleine, unbewegliche Scheiben hatten, das war die Chaise. Eine Vorrichtung zum Einsteigen gab es nicht, der Sitz im Innern war ein hartes Brett; statt des Thürverschlusses aber diente ein Strick, den wir abwechselnd die ganze Nacht über halten mußten. Dahinein packte man uns, ein edler Pallikare mit vielfaltiger Fustanella und erheblich nach Knoblauch duftend, füllte den Vordersitz — und vorwärts ging es im schärfsten Trabe auf der heiligen Straße nach Eleusis. Hei, wie die vier Gäulchen sprangen! Schritt zu fahren ist dem Griechen verhaßt; so wurden kleine Steigungen flott im Galopp genommen. Die Straße war nicht sonderlich glatt, wir wurden auf unserem harten Brett entsetzlich geschüttelt und gestoßen. Ein Glück nur, daß wir mitten in der Nacht in Kundura eine kurze Einkehr hielten.

In der rauchgeschwärzten Wegeschänke, wo wir so nächtlicher Weile einbrachen, lagen die Menschen auf Bänken und Tischen in Felle und Teppiche gehüllt und schnarchten. Einige Katzen schlichen um die Schlafenden her oder lagen in der Asche des glimmenden Herdfeuers, unheimlich, gespensterhaft. Der Wirt, der uns geöffnet, schürte die Herdflamme: das weckte die Schlafenden,

Digitized by Google

sie rollten sich aus ihren Teppichbetten heraus und traten zum Feuer. Schöner Harzwein und frischer Ziegenkäs wurde gebracht, und davon angelockt sammelten sich nach und nach nicht weniger als zehn Katzen um unsern Herdsitz. Aber du trefflicher Gastwirt, wie konntest du nur die schönen Tiere gerade ihrer schönsten Zier berauben? Wie konntest du ihnen sämtlich, alten wie jungen, die wedelnden Schwänze abschneiden, die Schwänze, mit denen sie ihre zierlichsten Gedanken aussprechen, mit denen sie schmeicheln, mit denen sie kokettieren? Der Wirt war durch unsere etwas unwirsche Frage nicht verblüfft; statt zu antworten, trat er zum Suppentopf, der auf niederem Dreifuß in der Herdasche stand und, die Bewegung des Katzenschweifes nachahmend, zeigte er überzeugend, wie gefährlich ein solcher Schweif durch sein Gewedel dem Inhalt des Topfes werden konnte, wie er unfehlbar von der Asche unter den Pilav, das Reisgemüse, mengen mußte.

Auch anderwärts trafen wir schwanzlose Katzen, und immer wurde uns derselbe Grund der Verstümmelung angeführt. Man muß ihn gelten lassen: warum legen sich auch die guten Tierchen so dicht an die Kochtöpfe, daß ihnen oft das helle Fell ganz versengt ist? Leider begegnen aber noch viele andere Tierquälereien, ohne daß man sie rechtfertigen könnte. Was soll man dazu sagen, daß der Grieche den jungen Katzen gern Schellen an die Oehrchen näht? Daß nur wenige Esel ihr stolzes Ohrenpaar unverstümmelt einhertragen, während den meisten ein halbes oder auch ein ganzes Ohr abgeschnitten ist, viele überhaupt keine besitzen, so daß nun alle Fliegen und anderen Insekten ungehindert in den Gehörgang hineinspazieren. Ein Lieblingsspielzeug guter Kinder sind Vögelchen, die am kurzen Bande flattern und so lange vom Flug zur Erde niedergezerrt werden, bis sie elend sterben. Es ist dies alte Tradition. Der Knabe mit dem Vogel ist ja ein Lieblingsmotiv auf antiken Grabsteinen, und vor kurzem sind aus einem atheniſchen Kindergrab geradezu die Knöchelchen eines Vogels, in einer Büchse verwahrt, zum Vorschein gekommen: wie sonst wohl die Puppen, so hatte

Digitized by Google

man diesem Kinde sein lebendiges Spielzeug auf die dunkle Reise mitgegeben[4]).

Dem Ueberschuß neugeborner Hündchen und Kätzchen wird oft nicht einmal ein Eimer erlösenden Wassers gegönnt. Nein, man legt selbst im gebildeten Athen die ganze Serie lebend vor die Hausthüre, wo sie mählich verschmachten.

Unvergeßlich wird das junge Weib mir sein, das eines Sonntags in der Frühe beim Georgskirchlein auf dem Lykabetos eine Ratte gefangen hatte und nun während des Gottesdienstes in einem Näpfchen groß wie eine Moccatasse Wasser siedend machte sie zu töten. Wohl dreimal unterbrachst du, fromme Beterin, deine Andacht und trateſt vor des Kirchleins Thüre, um nach dem Wasser zu schauen. Dann goßest du tropfenweise, ohne eine Miene zu verziehen, das siedende Naß über das Raubtier in der Falle; und kaum hatte dies geendet, so knieteſt du schon wieder vor dem Bilde des Drachentöters, in Anbetung versunken. — Ja, sie haben wenig Herz für ihre Tiere, diese Griechen: und bekennſt du dich zum Tierschutzverein und willſt den ärgſten Dingen wehren, so wirſt du wie ein Verrückter angestaunt, wenn nicht gar selbst mißhandelt.

Sogar der Hund, dieser treuſte Genosse des Menschen, erfährt dort zu Land eine nichts weniger als zarte Behandlung. Sie sind es ganz gewöhnt, vom eigenen Herrn mit faustgroßen Steinen traktiert zu werden, wenn sie einmal nicht gleich parieren wollen. Kein Wunder, daß so viele einäugige oder ganz blinde Hunde umherlaufen, so viele ein zerschmettertes Bein nachschleppen, kein Wunder auch, daß dieselben nirgends in der Welt so bösartig sind wie in Griechenland. Besonders gilt das von den Schäferhunden, die auf Mensch und Wolf dressiert sind und selbst nach dem Reiter auf dem Pferde schnappen. Wer als einzelner von zweien oder dreien dieſer bissigen Bestien überfallen wird, dem bleibt oft nichts übrig, als still zu halten, bis durch das wütende Gebell der Herr der Tiere herbeigerufen wird und nun mit energiſchen,

[4]) Vgl. Berliner philologiſche Wochenſchrift 1892 S. 416.

Digitized by Google

wohlgezielten Steinwürfen den Fremdling aus der ängstlichen Blokade befreit. Wohl giebt es auch sonst noch Mittel gegen die Hundeplage, unfehlbare Mittel, wie versichert wird, doch sind sie alle schwierig anzuwenden; denn nicht jeder vermag angesichts dieser Untiere rasch einige Kniebeugen zu machen oder auf allen Vieren zu kriechen oder plötzlich auf die Hände zu stehen und den Hut dabei in den Mund zu nehmen. Und so gehört auch zu der von Schliemann erprobten Methode, sich hinfallen zu lassen und tot zu stellen, eine Gemütsruhe, über die nicht jeder jederzeit verfügt.

Die Not mit den Hunden „gleich reißenden Tieren von Ansehn" war übrigens schon zu Homeros' Zeit die gleiche. Als Odysseus im Bettlerkostüm dem Gehäge des göttlichen Sauhirten Eumäus nahte, da erging es ihm nicht besser als uns Heutigen oft:

„Plötzlich nunmehr den Odysseus ersahn die wachsamen Beller,
Und mit lautem Geschrei her stürzten sie. Aber Odysseus
Setzte sich wohlbedacht; und legte den Stab[5]) aus den Händen.
Dort hätt' im eigenen Hof' unwürdigen Schmerz er geduldet;
Aber der Sauhirt, schnell mit hurtigen Füßen verfolgend,
Rannt aus der Thüre hervor; und das Leder[6]) entflog aus der Hand ihm.
Drohend schalt er die Hund' und scheuchte sie dorthin und dahin,
Häufig Gestein nachwerfend".

---

[5]) Stöcke erregen hauptsächlich die Wut der Hunde und können daher gelegentlich auch als Ableiter ihrer Bissigkeit dienen. So erzählte mir der Calwer Kaufmann Emil Georgii, der Griechenland 12 Jahre lang bereist hat und neuerdings durch den Import preiswürdiger griechischer Tabake und Weine in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, ihn habe stets sein eichener Wanderstab gegen die Hunde geschützt; er habe denselben nur weit hinter sich gestreckt und die nachstürzende Meute sich daran verbeißen lassen. Es scheint, daß die riesig langen Krummstäbe, welche die Hirten im Orient führen, auch in erster Linie der friedlichen Abwehr fremder Hunde dienen sollen.

[6]) Aus dem er sich eben Sandalen schnitt.

Digitized by Google

Trotz der schlechten Behandlung, welche die griechischen Herren ihren Hunden zuteil werden lassen, ist es doch gefährlich, ein solches Tier durch einen Steinwurf oder Schuß tötlich zu verletzen: der Schütze setzt sich den größten Unannehmlichkeiten aus, wenn der Herr dazu kommt. Ich selbst war Zeuge einer sehr verdächtigen Handbewegung nach dem Silachi oder Leibgurt, wo der Grieche neben allem, was fränkisch gekleidete Männer in ihren Taschen tragen, gewöhnlich auch ein solides Langmesser nebst einer mit Bleistücken wohlgeladenen Pistole beherbergt: nur die energischste Einsprache seiner Dorfgenossen hielt den erregten Mann von einer unbesonnenen That zurück. Und zu Mykenä wußte der Hüter der dortigen Ausgrabungen ganz abenteuerliche Dinge von den Schicksalen eines Amerikaners zu berichten, der, von einer Hundemeute angefallen, mehrere der Thiere lahm und tot geschaffen hatte: das ganze Dorf Charwati habe sich gegen den rücksichtslosen Yankee empört, man habe ihn und sein Weib bösartig mißhandelt und ihm sogar mit Waffengewalt sein Baargeld abgenommen, welches er allerdings später durch Vermittelung seines Gesandten bei Heller und Pfennig wiedererhalten habe. Auch der bekannte Bildhauer und Philhellene Siegel wollte wissen, daß schon mancher Reisende das Leben verloren habe, bloß weil er sich gegen böse Hunde zu übereiltem Gebrauch der Waffe hinreißen ließ; er widerriet mir daher aufs entschiedenste das Tragen eines Revolvers. Ich folgte ihm und hatte es nie zu bereuen.

Alles in allem ist es, wie man sieht, ein böser Beruf, bei den Griechen Haustier zu sein. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Türken, ihre grausamen Bedrücker, aufs vorteilhafteste von ihnen. Die sind ausgesprochene Tier*freunde*, dulden sie ja bekanntlich sogar in ihren Moscheen. Mir fiel auf türkischem Boden, in Kleinasien, die Unmasse von Storchnestern auf, die oft so nieder über dem Erdboden angebracht sind, daß man fast mit der Hand darnach reichen kann. Zu den Griechen hat dies scheue Tier kein Vertrauen, in zwei Jahren sah ich in Griechenland nur ein einziges Storchnest hoch auf der Kirche von Theben.

Digitized by Google

Theben.

Bei Krekuki verließen wir den Marterkasten von Omnibus. Der Kithäron lag jetzt hinter uns, und im ersten Morgenlicht dehnte sich zu unsern Füßen das Land der alten Böoter, links begrenzt vom seltsam geformten Helikon und schneebedeckten Parnaß, geradeaus von den böotisch-lokrischen Bergen, zur rechten von den stolzen Berghäuptern Euböas. Unser nächstes Ziel war die Stätte von Platää; von dort, wo wenig zu sehen war, eilten wir querfeldein nach Theben und machten dabei gründliche Bekanntschaft mit dem lehmigen Boden Böotiens. Auch abgesehen vom Lehm war dieser Weg sehr ermüdend; nur flache Hügelketten boten sich dem Auge, stellenweise so einförmig und fahl, daß wir geradezu an Gegenden bei Berlin erinnert wurden. Nachdem wir manchen eben erst beackerten Hügel mühsam erklommen hatten, erschien plötzlich vor uns in hellem Sonnenglanz eine Häusergruppe; mit einem Schlage änderte sich jetzt das Bild, blühende Mandelbäume reihten sich den bisher baumlosen Weg entlang, grüne Matten lachten uns entgegen, schöne Berglinien begrenzten die Aussicht, ein dunkler See, der hylische, schimmerte aus der Tiefe herauf, noch wenige Schritte — und wir standen am Eingang der Kadmeerstadt.

Thebens Lage erscheint auf den ersten Blick als eine in keiner Hinsicht ausgezeichnete. Besonders wer von Platää her der Stadt sich nähert und sie erst zu sehen bekommt, wenn er schon bald darin ist, wird enttäuscht sein: so ganz und gar nicht entspricht der erste Eindruck der wichtigen Rolle, welche die Stätte

Digitized by Google

seit ältesten Zeiten in Sage und Geschichte der Griechen spielte. Und wie die Lage im allgemeinen, so tragen im einzelnen die Formen der thebanischen Landschaft einen gar bescheidenen, ich möchte sagen spießbürgerlichen Charakter, besonders wenn man sie mit denen des benachbarten Athen vergleicht. Da ist kein Kontur in der ganzen Umgebung Thebens, der sich vermöge seiner Eigenartigkeit unvergeßlich dem Gedächtnis einzuprägen vermöchte. Da ragen keine Felswände, unverändert heute wie vor Tausenden von Jahren. Nein, rundliche Hügel senken sich in sachter Böschung zu Thale; und während die spröden Kalkfelsen Athens keine Spuren der Verwitterung zeigen, glaubt man den gelblichen Sandhalden Thebens deutlich anzusehen, wie noch der diesjährige Winterregen ihnen zugesetzt hat: nichts leistet uns hier Gewähr, daß wir jetzt im Wesentlichen denselben Boden treten, auf dem Thebens große Männer einst gewandelt sind.

Und merkwürdig: wo derart die Natur sich nicht in ewig unveränderlichen Formen hat ausprägen wollen, da habens auch die Menschen nicht zu unvergänglichen Werken gebracht. Denn, trägt man auch den harten Schicksalen Thebens noch so sehr Rechnung, es bleibt immer rätselhaft, wie von einem solchen Mittelpunkt hellenischer Geschichte und Kultur so rein gar nichts auf die Nachwelt kommen konnte. Von keiner der größeren Städte des griechischen Festlandes, selbst Sparta nicht ausgenommen, haben sich so wenige Gebäuderuinen über dem Erdboden erhalten, wie von der Hauptstadt Böotiens. Man kann sich denken, wie schwierig dadurch die topographische Erforschung Thebens wird; auch die Angaben der Schriftsteller und Dichter, die in Menge vorliegen, können für diesen Mangel an monumentalen Ueberlieferungen nicht entschädigen: sind sie doch vielfach ungenau oder gar sich unvereinbar widersprechend. Das einzige, was nie fraglich erschien, ist die Lage der Burg oder Kadmea. Ein quellenreicher Höhenrücken, der nur im Süden mit andern Hügeln in Verbindung steht, sonst allseitig isoliert nach Norden in die aonische Ebene vorspringt, wurde naturgemäß von den ersten Ansiedlern zum Anbau ausersehen und

Digitized by Google

genügt auch jetzt wieder den 3500 Bewohnern der bescheidenen Landstadt. Den 30—40,000 Einwohnern aber, welche die Stadt zur Zeit ihrer Blüte zählte, konnte dieser Hügel unmöglich genügen; das „siebenthorige" Theben war nie auf die Burg allein beschränkt, schon in prähistorischer Zeit griff es auf die Hügel und Thalfalten der Umgebung über. Das unterliegt keinem Zweifel, wohl aber die Ausdehnung dieser Unterstadt, der Lauf ihrer Mauern, die Lage der 7 Thore. Professor Fabricius in Freiburg, der andere Führer unserer badischen Expedition[7]), hat das Verdienst, in dies Dunkel der thebanischen Topographie überraschendes Licht gebracht zu haben[8]).

Es dürfte interessieren zu erfahren, wie ihm dies gelungen ist.

Menschliche Ansiedlungen pflegen, wenn sie nicht ganz vorübergehend sind, den Erdboden im Bereich der Wohnstätten mit mancherlei Ueberresten, unter denen solche aus gebranntem Thon die erste Stelle einnehmen, mehr oder minder stark zu durchsetzen. Diese Durchsetzung des Bodens mit Thonscherben ließ sich nun Fabricius als Wegweiser dienen und bestimmte danach im allgemeinen, wo Stadtgebiet gewesen sein konnte und wo nicht. An den Grenzen dieser so in großen Umrissen gewonnenen Unterstadt fielen ihm zahlreiche Fragmente von glasierten und gebrannten Dachziegeln auf. Er achtete auf ihr Vorkommen und entdeckte, daß sie zu nichts anderem gedient haben konnten, als um den oberen Umgang der einstigen Stadtmauer einzudecken. Aber wo war denn die Stadtmauer selbst hingekommen? Wenn sie massiv aus Quadern bestanden hatte, so mußten doch hie und da wenigstens Reste davon aufrecht stehen. Nun, sie bestand eben nicht aus Quadern, sondern gleich den meisten griechischen Festungswerken des 4. Jahrhunderts aus Lehmziegeln, die man nur an der Sonne getrocknet hatte[9]).

[7]) Vgl. Anmerkung 1.

[8]) E. Fabricius, Theben, eine Untersuchung über die Topographie und Geschichte der Hauptstadt Böotiens. Freiburg i. B. 1890.

[9]) Solche Lehmmauern besaßen u. a. auch Athen und

Digitized by Google

Wenn solche Mauern einmal ihre mit gebrannten Ziegeln eingedeckten Zinnen verloren hatten, waren sie wehrlos gegen den Regen und mußten rasch gänzlich verfallen. So sind einige wallähnliche Erhöhungen außer jenen Deckziegeln die einzigen Ueberreste, welche Fabricius von der thebanischen Ringmauer nachzuweisen vermochte. Nur wo die von ihm angesetzte Mauerflucht in feuchtem Boden lief, fanden sich auch Reste eines Quadersockels, der an solchen Stellen als schützende Unterlage für die Lehmschichten unentbehrlich war.

Auf Grund dieser geringfügigen Bebauungs- und Mauerspuren und unter sorgfältiger Berücksichtigung aller Terrainbedingungen kam so Fabricius zu einem wesentlich anderen, erheblich ausgedehnteren Stadtplan, als er von früheren Forschern aufgestellt worden war, zu einem Stadtplan, der sich vortrefflich an die Bodenverhältnisse anlehnt. Ein weiteres war die Ansetzung der sieben Stadtthore, die sich nun zwanglos ergaben, wenn man die Verkehrsbedürfnisse und fortifikatorischen Anforderungen in gebührende Berechnung zog. Auch die Lage des Marktes und anderer Punkte im Innern der Stadt ließ sich jetzt präciser bestimmen. Das neue Stadtbild, das Fabricius so gewann, besitzt den weiteren Vorzug, daß es mit allen Notizen bei alten Schriftstellern, soweit sie auf Terrainkenntnis beruhen, in bestem Einklang steht. Eine glänzende Bestätigung hat es noch nachträglich durch ein Euripides-Fragment erfahren, das im vorigen Jahre aufgefunden worden ist[10]). Denn während man bisher den Dirke-Bach *vor* die Mauern verwies, setzt die Euripides-Stelle voraus, daß er mitten durch die Stadt fließt, genau wie Fabricius dies annimmt.

Wie schon bemerkt, steht in Theben nichts von antiken Gebäuden mehr aufrecht. Nur an der Kadmea tritt hie und da ein alter Mauerrest zu Tage. So

---

Mantinea, besonders aber andere böotische Städte, wie Thespiä, Tanagra und Platää. Sie scheinen sich gegen die verbesserten Belagerungsgeschütze des 4. Jahrhunderts ebenso gut bewährt zu haben, wie massiv aus Stein erbaute.

[10]) Vgl. Hermes 1891 S. 242.

Digitized by Google

sind denn auch die heutigen Wahrzeichen des Orts nicht antike, sondern zwei mittelalterliche Bauwerke, nämlich ein stattlicher, viereckiger Turm am Nordende der Stadt, der sich mit seiner goldgelben Farbe prächtig abhebt vom Grün der Landschaft, und im Süden die sogenannte Kamàräs. Es ist dies ein etwas kümmerlicher Aquädukt, den fränkische Herzöge erbauten, um die uralte, dem Kadmus zugeschriebene Wasserleitung über eine Thalsenke hinweg in die Kadmea zu leiten. An sich ist dies mittelalterliche Werk nicht eben schön; aber das Grün, das sein graues Gemäuer umspinnt, das Wasser, das aus den schadhaften Rinnsteinen niederträufelt, endlich die schöne Umrahmung, welche seine flachen Bogen um die Aussicht nach der Ebene und den Bergen legen, das zusammen läßt die Kamàräs als den Hauptschmuck der heutigen Stadt erscheinen. Eine breite Straße zieht sich in leichten Hebungen und Senkungen von hier bis in die Nähe des mittelalterlichen Turmes; sie vertritt die Stelle eines Marktplatzes und wimmelt von früh bis spät von Thebanern und Landleuten der Umgegend, die von weither nach Theben zu Markt kommen: Der Ort ist noch immer eine Metropole.

An einer Stelle war ein ganz besonderes Gedränge. In malerischer Unordnung lehnten da um einen Brunnen alte Kanapees und Kommoden, schadhafte Schränke und Stühle, abgelegte Kleider und Schuhe, ausrangierte Leuchter, Messer und Säbel, Feuersteinflinten und altmodische Pistolen. Und inmitten all dieses Wirrwarrs, das die lebhaften Menschen in ihren bunten Landeskostümen umstanden, saß feierlich ernst auf einem verschossenen Divan ein großes Oeldruckbild unseres Moltke — wahrlich ein drolliger Anblick.

Wir fingen eben an, ein wenig unter den paar alten Büchern zu stöbern, die neben Moltke auf dem Divan lagen, da wurde unsere Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite abgelenkt. Ein feingekleideter Herr mit schwerer, goldener Uhrkette hatte sich auf einem Kutschenbock etabliert; ein jüngerer Gehülfe neben ihm schwenkte unbarmherzig eine große Tischglocke. Als sich recht viel Volks um das seltsame Paar auf dem Wagensitz ver-

Digitized by Google

sammelt hatte, lüftete der Vornehme mit Eleganz sein Hütchen und stellte sich den Herren und Damen als den berühmten Zahnarzt Constantinos Tsasopulos vor. Wem etwas an den Zähnen fehle, der möge nur vertrauensvoll zu ihm heraufsteigen, für 10 Centimes wolle er jeden völlig kurieren. Nachdem er sich elegant verneigt hatte, ließ er sich aus dem Wagen eine riesige Fleischerschürze reichen, gürtete sich dieselbe mit großer Wichtigkeit um, strich die Aermel bis über die Ellenbogen in die Höhe und schien nun zu allen Schandthaten bereit. Wir waren überzeugt, daß sich niemand diesem Renommisten so angesichts von ganz Böotien anvertrauen würde. Aber falsch gerechnet. Kaum war der Herr mit seinem Kostüm fertig, so schwang sich auch schon ein Patient auf den Kutschenbock, man hörte eine Kupfermünze in den Geldkasten poltern, man sah den Heilkünstler ein großes, korkzieherförmliches Instrument über seinem Opfer schwingen, da flog auch schon ein dicker Backenzahn hoch in die Luft und fiel vor unsern Füßen zur Erde. Mit köstlich. stolzer Miene legte der Henker sein Marterinstrument zur Seite und erwartete einen weiteren Kunden, der auch alsbald kam. Ein zweiter, ein dritter Zahn flog gegen Thebens blauen Himmel, mehr erlebten wir nicht, sondern wandten uns erquicklicheren Dingen zu.

An der Hauptstraße von Theben, wo diese Volksbilder sich abspielten, liegt auch das treffliche Gasthaus zur „Demeter". Hier fanden wir liebevolle Aufnahme; der Wirt, welcher wußte, daß wir Ostern feierten, schenkte uns ein paar schöngefärbte Ostereier. Wir setzten uns an einen großen Tisch, wo ein halbes Dutzend Griechen mit Muscheleſſen, einer Fastenspeise, beschäftigt war. Sie erwiesen sich wie gewöhnlich sehr mitteilsam und waren für unsere Mitteilungen ein ungemein dankbares Publikum. Die Ostereier brachten das Gespräch auf Ostern, und als ich nun vom deutschen Osterhaas erzählte, der sich aufs Eierlegen verstehe, da war der Jubel unermeßlich: halb tot wollten sich die großen Kinder lachen, und jeder Neuhinzukommende bekam die wunderbare Mähr von dem deutschen Hasen unter erneuten Ausbrüchen des Vergnügens mitgeteilt.

Digitized by Google

Ja die „Griechen bleiben immer Kinder“ (Ἕλληνες ἀεὶ παῖδες) wenigstens die Griechen in der Provinz, die von der Großstadtluft Athens noch nicht angekränkelt sind. Ihre Befähigung, sich über Harmlosigkeiten von Herzen zu freuen, muß jedem Besucher des Landes auffallen, sie macht eine der liebenswürdigsten Eigenschaften dieses unverdorbenen Volkes aus.

Am Nachmittag besahen wir das kleine Museum, das im Souterrain der Knabenschule untergebracht ist. Die liebe Jugend ließ es sich nicht nehmen, Kopf an Kopf gedrängt durch die engen Fenster die Fremden anzustaunen, so daß wir von dem wenigen, was überhaupt vorhanden war, nur das wenigste sehen konnten. Außer böotischen Inschriften aus den verschiedensten Epochen schien uns nichts Beachtung zu verdienen: eine eigentlich thebanische Kunst hat es nie gegeben.

Den schönen Tag schloß ein strahlend schöner Abend. Wir stiegen am Westabhang der Kadmea zum Dirke-Bach nieder, wo die Vögelchen sangen und am sagenumwobenen Quell thebanische Kinder manch' fröhliches Spiel betrieben. Gar zu lieblich war eine Mädchenschaar, die kleine Reigentänze am blumigen Bachrand aufführte und Kinderreime dazu sang. Das klang so melodisch, dazu plätscherte der Bach so helle, daß uns himmlisches Behagen ergriff und wir in vollen Zügen all den Sang und Klang der Frühlingszeit, alle die jubelnden Farbentöne an Himmel und Erde in uns sogen.

Digitized by Google

Das Mustergut Tatoi.

Erbarmungslos wie gegen die Tiere ist der Grieche erst recht gegen die stumme Natur, gegen Baum und Strauch. Die Folgen sind bekannt. Wohl sind die scharfen Konturen der Berge eine Augenweide, wohl kleidet das Abendlicht die kahlen Hänge des Hymettos in unvergleichlich leuchtendes Violett, aber dem Lande und seinen Bewohnern wäre doch zu gönnen, daß wieder, wie in alter Zeit, dichter Stammwald die Berge bedeckte. Das junge Griechenland besitzt, wie man mir sagte, ein vortreffliches Forstgesetz, das beste in Europa. Aber es geht damit wie mit dem Verbot des Waffentragens, kein Mensch befolgt es, die Regierung vermag ihm keine Anerkennung zu verschaffen. So muß heutzutage jedes bessere Brett, jeder stärkere Balken aus Oesterreich bezogen werden, weil die Heimat kein Bauholz erzeugt oder keine Wege besitzt, um es auf den Markt zu bringen. Letzteres trifft zu für den Peloponnes, wo stellenweise noch weite Waldgründe sind, aber oft nur schmale Saumtierpfade die Kommunikation zwischen den Ortschaften vermitteln. So erinnere ich mich, daß wir im westlichen Arkadien stundenlang durch hochstämmigen Wald ritten in angenehm kühlendem Halbdunkel. Im Zwielicht sahen wir dann hie und da große Feuer aus dem Walde aufleuchten; Hirten hatten sie für die Nacht sich angezündet. Diese Hirtenfeuer sind nächst den alles zernagenden Ziegen der schlimmste Feind der Waldung. Denn in der Dürre des Sommers greifen sie gar leicht um sich. Ja man

Digitized by Google

deutete uns an, daß dies Umsichgreifen auch wohl geflissentlich gefördert wird; gedeiht doch in der Asche des Brandes eine üppige Gerstensaat. Gar zu traurig sehen solche Brandstätten aus; das kleine Buschwerk ist völlig verbrannt, ebenso die kleineren Zweige der Bäume; die Stämme aber und Hauptäste recken die verkohlten Arme wie anklagend gen Himmel; sie faulen erst in Jahren und schlagen dann im Niederfall den inzwischen aufgewachsenen Nachwuchs kleiner Stämme von neuem zu Boden.

In den Gegenden des Weinbaus hat der Waldwuchs noch einen anderen, nicht minder gefährlichen Feind. Da die Kelterung meist noch sehr primitiv geschieht, nämlich durch Zerstampfen der Trauben mit nackten Füßen, da auch die weitere Behandlung des Weines nichts weniger als sorgfältig ist, da endlich kühle Keller eine große Seltenheit sind, so muß der Wein durch Zusatz von Baumharz haltbar gemacht werden. 8—15% dieses fremden Stoffes werden beigemischt und bewirken, daß dieser so entstehende Krasi oder Mischwein zunächst nach allem möglichen, nur nicht nach Wein schmeckt. Und diese bedeutenden Mengen von Harz müssen sich die Pinien alle Jahre abzapfen lassen. Man schlägt ihnen zu dem Zweck unter jedem Hauptast eine klaffende Wunde und höhlt nahe dem Boden ein geräumiges Becken im Stamme aus, worein durch kleine Rinnen das aus den Wunden dringende Harz zusammengeleitet wird. Es leuchtet ein, wie eine solche Behandlung dem Baume nachteilig ist und ihn zum Krüppel macht. Nichts jämmerlicheres als solch' ein geschändeter Pinienwald.

Die Verwüstung des Waldes ist wohl in keinem andern Teile Griechenlands so vollständig wie in Attika, nicht leicht ein Berg so kahl wie der einstige Honigberg Hymettos. Um so wohlthuender berührt es den Wanderer, wenn er inmitten dieser baumarmen Gegend auf eine so schöngepflegte Waldung stößt, wie sie die Umgegend des alten, aus der Geschichte des peloponnesischen Krieges so berühmten Dekelea ziert. Ein Maiensonntag, den ich vor bald zehn Jahren dort verleben durfte, ist mir in unvergeßlicher Erinnerung. In aller Herr-

Digitized by Google

gottsfrühe hatten wir, ein Geologe namens Bücking[11]) und ich, den Omnibus bestiegen, der uns nach Kephisia an den Fuß des Pentelikon brachte. Während der Fahrt schloß man am besten die Augen, denn durch den dicken, wirbelnden Staub war so wie so nichts zu sehen. Von Kephisia aus gingen wir zu Fuß dem mächtigen Parnes-Gebirge entgegen. Obgleich nur $2^1/_2$ Stunden von Athen entfernt, erschien uns das Land doch ein ganz anderes. Während dort die Farbe des Staubes alles deckt, das Auge, wohin es schaut, nur blendend hellen Flächen begegnet, wandelten wir jetzt, wenn auch nicht in schattigem Wald, so doch ganz im Grünen. Die Gras- und Blumenvegetation, welche Athens Felsen im Frühjahr überkleidet, war bereits zu gelblichem Stroh verdorrt; der Erdbeerstrauch, die Myrtenbüsche, welche in dem Hügelland zwischen Kephisia und dem Parnes wachsen, verstehen es besser den Sonnenstrahlen Stand zu halten: in ihrem dunklen Grün wars dem gehetzten Auge gar wohl sich auszuruhen.

Mit meinem Geologen unterhielt sichs vortrefflich. Er studierte eben die Lagerungsverhältnisse der Gesteinschichten am Hymettos und hatte bei seinen Streifzügen durch dies Gebirge manche feine Beobachtung gemacht, manches Abenteuer erlebt. So vergingen uns die zwei Stunden Marsches aufs angenehmste.

An der Grenze des Gebiets von Tatoi — so heißt Dekelea heute — kam uns Herr Münter entgegen. Herr Münter ist Däne, sein Deutsch hat Lücken und einige komische Absonderlichkeiten, aber er weiß sich verständlich zu machen und versteht auch uns. Ein Rudel munterer Dachshunde, die sich unablässig jagen und in übermütigem Spiel über einander purzeln, bildete sein Geleite. Er ist ein fröhlicher Junggeselle, aus seinen hellen Augen lacht sichere Lebenslust, der ganze Mann sieht nach Arbeit und Schaffensfreude aus. Seit 10 Jahren herrscht er als Beamter des griechischen Königs in Tatoi, und er darf mit stolzer Befriedigung auf diese lange Wirksamkeit zurückschauen. Zunächst führte er uns nach seiner Behausung, wo ein Imbiß unsrer wartete.

[11]) Jetzt Professor in Straßburg.

Digitized by Google

Während desselben erzählte er uns die Geschichte des Gutes. Um das Spottgeld von 150,000 Drachmen hatte der König Georg diese halbe Quadratmeile Landes gekauft — ein berüchtigtes Räubernest, eine trostlose Wildnis, nur mit wenigen verkrüppelten Bäumen bestanden. Viel Geld hat er seitdem an die Verbesserung des Gutes gewendet, die Griechen haben ihn anfangs herzhaft ausgelacht, aber er ließ nicht locker. Jetzt hat das Auslachen ein Ende, jetzt kommen sie neidisch herbei und lassen sich belehren, wie man aus der Wildnis ein Paradies machen kann. Denn dieser Sommersitz ist ein wirkliches Paradies, wie wir bald sehen sollten.

Herr Münter machte selbst den Führer. Durch Weizenfelder schritten wir, wo uns die Halme hoch überragten — sonst sieht man in Attika meistens nur fußhohe Gerste, die grün gemäht und statt des mangelnden Grases verfuttert wird. Am Waldessaum sahen wir schöne, hellbraune Schweizerkühe weiden — sonst wird in Griechenland eine sehr kleine, erdfarbene Race gezogen und auch diese ist außerordentlich selten, der Konsum von Schaf- und Ziegenmilch ungleich größer als der von Kuhmilch. Herrlich standen die sorgfältig gepflegten Weinberge. Viel Arbeit und viel künstlichen Dünger haben sie gekostet, aber nun rentieren sie auch entsprechend. Wir treten in den Wald ein: er wird immer den Hauptteil des Gutes ausmachen. Ein richtiges Rauschen geht durch die stattlichen Wipfel; lauter kerngesunde Stämme, ohne Wunden für den Harzgewinn. Warnungstafeln verbieten jegliche Verletzung der Bäume bei hoher Strafe. Statt des struppigen Unterholzes von Thymian und ähnlichen Sträuchern ist der Waldgrund schön mit dichtem Gras bestanden, alles macht einen reinlichen und geordneten Eindruck.

Wir staunen und staunen, und Herr Münter wird immer mitteilsamer. Er verrät uns, welche Kunstgriffe er angewandt hat, um diese schönen Resultate zu erzielen. So macht er uns auf die Kalköfen aufmerksam, die an mehreren Stellen des Gutes in Thätigkeit stehen. Sie sind es, die so trefflich den Waldgrund gesäubert haben. Denn jenes Unterholz, das anderwärts den Boden dicht zu bedecken pflegt und den

Digitized by Google

Bäumen die besten Säfte vorwegnimmt, ist zugleich der einzig brauchbare Brennstoff zum Kalkbrennen. So holen die Kalkbrenner überall diese Feinde des Baumwuchses fort; die Asche aber, die beim Kalkbrennen übrig bleibt, wird in den Wald, auf Weinberge und Felder gestreut und wirkt als unvergleichlicher Dünger.

Ein fröhliches Herz wie das unseres Münter pflegt bei all' seinem Beginnen auch Glück zu haben; in der That hat es ihn in seltenem Maße begünstigt. Ein Hauptmangel in Attika wie überall in Hellas ist bekanntlich das Fehlen reichlichen Wassers. Die Kalkberge des Parnes z. B. sind so durchlässig wie die unserer rauhen Alp: alles Wasser sickert in die Felsklüfte ein und fließt innerlich ab, statt die Berghänge zu berieseln. Dem suchte Herr Münter nach Kräften zuvorzukommen. Er fand in einer Höhe von 3000' mehrere Quellen, sammelte sie und leitete sie in offenen Thonröhren dem Gute zu. Er fand noch mehr. Als er die große Forststraße baute, welche zur rationellen Bewirtschaftung des Waldes nötig war, eröffnete er einen großen Steinbruch, der ihm das Straßenmaterial liefern sollte. Und in dem Steinbruch stieß er auf eine reiche Wasserader! Offenbar hatte er ein inneres Sammelbassin angestochen; er faßte das köstliche Naß und zwang es vereint mit jenen aus der Höhe zugeleiteten Quellen in zahllosen Rinnsalen über das ganze Gut seinen Segen zu verteilen, und nun muß es ja allenthalben grünen und gedeihen.

Unermüdlich ist Herr Münter, um immer noch neue Verbesserungen anzubringen. Meinen Begleiter hatte er zu sich eingeladen, um ihm Spuren von Petroleum zu zeigen und ihn zu fragen, ob ein Bohren danach sich lohnen, ob vielleicht auch Kohlen sich finden würden. Der Geologe erklärte dies für nicht unmöglich, und wer weiß, welche Betriebe seit unserm Besuche vor 10 Jahren auf Tatoi neu eröffnet worden sind.

Bei einem vorzüglichen Mahle rekapitulierten wir unsere Eindrücke; in dem herrlichen Wein des Gutes, der als côte de Décélie bereits ein hervorragendes Renommee besitzt, tranken wir die Gesundheit unseres

Digitized by Google

Wirtes [12]) und wünschten der schönen Schöpfung des Königs weiteres Gedeihen und reichliche Nachahmung. Daß sich aus diesen klimatisch so begünstigten, aber leider arg verwahrlosten Gegenden noch etwas machen lasse, hat das Beispiel von Tatoi gezeigt. Aber freilich bedarf es langjähriger, kostspieliger Ameliorationen, stetigen, unverdrossenen Fleißes — zu beidem aber versteht sich ein Grieche nicht leicht. Wie ein Freund mir kürzlich schrieb, sind zwar die stolzen Schweizerkühe jetzt sämtlich an einer Seuche gestorben — sie konnten eben auch ihre Alpenmatten auf die Dauer nicht vergessen — aber sonst floriert das Gut, vorzüglich die Waldkultur, und wirft dem König eine hübsche Rente ab.

[12]) Er ist dieser Tage, wie die Zeitungen melden, mit dem Erlöserorden geschmückt, in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Digitized by Google

Delphi.

Ich war mit einem braven Agogiaten in der Morgenfrühe von Chaeronea aufgebrochen, und ritt nun um die Mittagsstunde am Südfuß des Parnaß in dem engen Thale aufwärts, wo Oedipus seinen Vater Laios umgebracht haben soll: noch wenige Stunden, und wir mußten im heiligen Delphi sein. Wir bogen um eine Ecke — da lag Arachowa vor uns, ein großer Ort, malerisch gruppiert auf dem höchsten Punkt des Thales. Ueber die dunklen Dächer steigt der weiß bemalte Glockenturm hoch heraus; man hat ihn auf die Spitze eines einzelnstehenden Felsens gegründet, so daß er weit hinab ins Pleistos-Thal sichtbar ist. Die ganze Umgegend ist Ein Weinberg, allenthalben war man damit beschäftigt, die Reben umzuhacken. Die bunten Gewänder der Arbeitenden wirkten ordentlich wie Blumen in der Landschaft. In dem Magazin des Orts, wo mein Pferd eingestellt wurde, drängten sich bald einige Schulknaben um mich; neben den griechischen Büchern und Heften hatten sie zu meinem Erstaunen auch französische bei sich: wer hätte das in dem abgelegenen Gebirgsdorf gesucht? Die Kleinen waren bald eifrig bemüht, ihre ganze Weisheit und besonders ihre französischen Kenntnisse auszukramen. Sie folgten mir auch ins nahe Kaffee und malten mit Kreide auf den schwarzen Marmortisch die schönsten, fränkischen Buchstaben. Da sie sich allerliebst dabei benahmen, bestellte ich der kleinen Schar Lukumia, eine beliebte Näscherei. Lange warteten sie geduldig, schließlich stellte sich heraus, das Zuckerwerk war im ganzen Orte ausverkauft, und

Digitized by Google

nun war es nett zu sehen, wie gefaßt die jungen Griechen diese Enttäuschung ertrugen.

In Arachowa löhnte ich meinen Führer ab, um den Rest des Weges bis Delphi zu Fuß zu gehen. Der treffliche Rosselenker wäre gerne noch weiter mit mir gezogen und machte mir ordentliche Liebeserklärungen. Besonders wenn er die rechte Hand zur Stirn, die Linke zum Herzen führte, sich langsam verbeugte und mit einer eigentümlichen Wärme die Worte ἀφέντη μου, „mein Herr" aussprach, war er beinahe unwiderstehlich. Daß wir uns beim Abschied nicht küßten, war nicht seine Schuld.

Auf dem Abstieg nach Kastri, dem Delphi der Alten, begegneten mir viele schöne Menschen, Männer wie Frauen. Die Arachowiten sind ebenso berühmt wegen ihrer Schönheit, als wegen der relativen Reinheit ihres Griechisch; hier im Hochgebirge scheint sich die hellenische Race am unvermischtesten erhalten zu haben. Noch auffälliger aber als die Schönheit dieser Leute dürfte wohl ihre Eitelkeit und Putzsucht sein. Man denke, die Frauen tragen außer ihren buntgestickten Gewändern auch noch reiches, goldenes Geschmeide, Halsketten und Ohrringe, wenn sie in den Weinberg gehen oder zu Markte treiben.

Als ich noch $^1/_2$ Stunde von Delphi entfernt sein mochte, gesellte sich ein häßlicher, schielender Mensch zu mir, der sich als Phylax der Altertümer vorstellte und als den Mann empfahl, bei dem alle Fremden logierten. Ich folgte ihm zögernd, sollte es aber nicht bereuen. Er quartierte mich ins sogenannte Museum, wo mitten zwischen Inschriften und Skulpturfragmenten auf einer alten Holzkiste ein reinliches Lager bereitet war. Das Museum steht genau auf der Stelle des berühmten Apollo-Tempels und somit über jener unterirdischen Kammer, welche den Orakeldreifuß barg. Hier war den alten Griechen der Omphalos, der Mittelpunkt der Erde, von hier gingen jene Orakelsprüche aus, welche öfters den Gang der Geschichte entscheidend beeinflußt haben. Eigentümlich contrastierte mit diesen stolzen Erinnerungen das bescheidene Gemach, darin ich hauste. Es hatte keine Fensterscheiben, sondern nur

Digitized by Google

Holzläden, keine Stubendecke, sondern direkt über sich die Ziegel des Daches. Der kleine hölzerne Balkon an der Front war dem Einsturze nah; vor dem Haus aber lag ein unsauberer Platz, wo sich ein paar struppige Ziegen und einige zerlumpte, schmutzige Kinder den Tag über herumtrieben. Und trotz alledem kannst du keinen Augenblick im Zweifel sein, daß du dich in hochbedeutsamer Gegend befindest. Denn über die Aermlichkeit des nächsten Vordergrundes ragen die leuchtenden Felsen der Phädriaden hier, der Kirphis dort empor, deren starrende Wände und wilde Klüfte du mit immer neuem Staunen betrachtest und dir sagst, daß die Natur selbst diesen Fleck Erde zum Sitz frommer Gottesverehrung vorgebildet und weihevoll gestaltet hat.

Den besten Ueberblick über das delphische Gebiet hat man da, wo der von Arachowa Kommende zuerst des Ortes ansichtig wird. Von hier aus erkennt man recht den theaterähnlichen Aufbau der ganzen Oertlichkeit, der schon den Alten aufgefallen war. Vom Fuß der Phädriaden, die im flachen Halbkreis eine lückenlose Schutzwehr um das ganze Gebiet ziehen, senkt sich die muldenförmige Berglehne, nach unten immer enger werdend, zur Tiefe; gleichsam als Bühnenwand steigt jenseits die Kirphis auf. Zu oberst am Fuß der Phädriaden, man könnte sagen im höchsten Range des Theaterrundes, liegen in malerischer Unordnung die Häuser des Dorfes; unterhalb, gewissermaßen in der Orchestra, dehnt sich die graugrüne Fläche eines Oelwaldes aus, der bis zum Pleistos hinabreicht. Dieser Fluß selbst spielt für Delphi keine Rolle, man sieht von da oben nirgends sein Bett. Wohl aber hat man nach Südwesten einen schönen Durchblick auf die Meeresbucht von Itea, wie ein lieblicher, tiefblauer See zu schauen; grüne Berge begrenzen rings die Bucht, über ihnen aus duftiger Ferne grüßen die Schneehäupter Moreas. So fühlt man sich in Delphi hoch und tief zugleich, hoch, wenn man hinab zur Meerbucht, tief, wenn man auf zu den senkrechten Felswänden schaut, die rings das Thal umstehen.

Dem Ort Kastri ergeht es wie dem Backofen im Märchen der Frau Holle: „Grab mich aus, grab mich

Digitized by Google

aus" ist der Ruf, mit dem jeder hier empfangen wird. Seit mehr als 50 Jahren ertönt schon dieser Ruf und ist noch immer unerhört geblieben. Es gilt eben zuvor den ganzen Ort abzureißen und für elende Hütten den Kastriten richtige Liebhaberpreise zu bezahlen. Griechenland selbst ist dafür zu arm; die Franzosen hätten schon Lust, auch Geld, verlangen aber mindestens ebenso günstige Bedingungen, wie sie uns Deutschen für Olympia zugestanden wurden. So schweben bis auf den heutigen Tag die Verhandlungen. Doch lange kann es nicht mehr anstehen. Die reichsten Funde sind hier zu bestimmt zu erwarten, und die Lorbeeren, welche Deutschland in Olympia und Pergamon geerntet, lassen unsere Nachbarn auf die Dauer doch nicht ruhen. Schon wurde allen Ernstes vorgeschlagen[13]), den französischen Einfuhrzoll auf Korinthen herabzusetzen, falls Griechenland in Bezug auf Delphi nachgebe.

Die bedeutendsten antiken Reste fanden sich zu meiner Zeit an dem kleinen, südlich vom Museum gelegenen Platze. Am Südrande desselben hatte schon der deutsche Forscher Ulrichs 1837 eine mit Inschriften bedeckte, polygonale Mauer aus dem Boden aufragen sehen. Drei Jahre später grub sie Karl Ottfried Müller auf eine Strecke von zehn Metern aus und fand ihre unregelmäßigen, doch sorgfältig geglätteten Quadern über und über mit Urkunden beschrieben. Die Entzifferung derselben trug dem unermüdlichen Gelehrten einen Sonnenstich ein, an dem er bald darauf gestorben ist. Jetzt hat man die Mauer in ihrer ganzen Länge von 80 Metern blosgelegt. Sie enthält eine steinerne Chronik des delphischen Heiligtums von überraschender Ausführlichkeit: ihre Inschriften füllen im Abdruck für sich allein einen stattlichen Band.

Vor der Südfront dieser so beredten Mauer ist eine Ruhmeshalle der Athener zum Vorschein gekommen, wo diese ihre Kriegstrophäen dem Gott von Delphi als Weihgeschenke aufzustellen pflegten, und vor dieser Halle eine große Fülle von Postamenten, welche zu

---

[13]) So von Ch. Diehl in seinen allerliebst geschriebenen **Excursions archéologiques en Grèce, Paris 1890.**

Digitized by Google

nicht mehr vorhandenen Anathemen als Untersätze dienten. Offenbar drängten sich im delphischen Heiligtum die Weihgeschenke in ähnlicher Weise, wie sich das in Olympia ergeben hat. Gerade an solchen Monumenten ist eine reiche Ausbeute von den künftigen Ausgrabungen mit Sicherheit zu erwarten.

Da wir nun doch einmal unter dem Zeichen des Kriegerdenkmals stehen, ‚so möchte ich Sie in aller Kürze auf ein delphisches Monument dieser Art aufmerksam machen,' das wir stückweise jetzt schon kennen, und das vielleicht das merkwürdigste von allen ist. Es wurde von den siegreichen Hellenen nach der Schlacht bei Platää im Jahre 479 dem delphischen Gott gestiftet und hatte die Form eines riesigen, acht Meter hohen Dreifußes, dessen Kessel, Ringe und sonstigen Ornamente aus Gold bestanden, während die Füße und eine aus drei ineinander gewundenen Schlangen gebildete Mittelstütze ehern waren. Auf dem Postament dieses Siegesdenkmals hatte sich anfänglich nur der spartanische Feldherr Pausanias in ruhmrediger Weise als Sieger über die Perser verewigt; seine anmaßenden Verse waren aber später entfernt und statt dessen auf den Schlangenwindungen jener Mittelstütze alle griechischen Stämme aufgezählt worden, welche „den Kampf gekämpft". Diese eherne Mittelstütze ist das einzige, was von dem so merkwürdigen Denkmal dem Zahn der Zeit getrotzt hat; das Gold verfiel schon im 4. Jahrhundert den räuberischen Phokern. Als Konstantin d. Gr. seine neue Hauptstadt mit zusammengeraubten Kunstwerken aus dem ganzen römischen Reiche ausschmückte, da hat er aus Delphi u. a. diese sogenannte „Schlangensäule" nach Konstantinopel entführt und inmitten einer Rennbahn als seltsame Zierde aufgestellt. Dort hat sie noch viele Mißhandlungen erduldet, in jüngster Zeit z. B. den Säbeln der Janitscharen als Zielscheibe gedient; dort hat sie der schon genannte Professor Fabricius vor einigen Jahren eingehend geprüft und ihre Authenticität durch eine schöne Abhandlung[14]) außer allen Zweifel gestellt.

[14]) Vgl. Jahrbuch des Archäologischen Instituts 1886 S. 176 ff.

Digitized by Google

Gegen Abend vertrieb mich ein Gewitterregen vom Platz vor der Athenerhalle, und ich mischte mich auch recht gern wieder unter die Lebenden. Ein freundlicher Alter lud mich ein, auf der Bank vor seinem Hause das Wetter abzuwarten; ich ließ mich nicht zweimal bitten und setzte mich zu ihm. Wir blieben nicht lange allein. Bald kam ein stattlicher Mann in Nationaltracht mit drei Soldaten des Weges geschritten. Es war der gefürchtete Steuereintreiber von Korinth, der sich nun zu mir setzte und, da sein Geschäft keine große Eile hatte, eine gründliche Unterhaltung mit uns anfing. Allmählich versammelte sich um uns die ganze Aristokratie von Kastri. Gesprächsthema war wie immer die drohende und doch so ersehnte Ausgrabung; dann aber Politik. Gladstone war augenblicklich sehr in Gnaden, denn „er liebt uns". Dem Gambetta trauerten sie aus demselben Grunde aufrichtig nach; die Russen und Oesterreicher aber konnten sie momentan gar nicht leiden. Ganz eigen stand es mit Bismarck. Sie bewunderten ihn, aber er zeigte ihnen nicht genug Eifer für die griechische Propoganda. Einer aus der Korona ließ sogar den unfreundlichen Wunsch laut werden: „Zum Kukuk mit ihm, wenn er uns nicht helfen will!" Die andern bemerkten kaum mein verdutztes Gesicht, als sie um die Wette sich bemühten, diese Unhöflichkeit wieder gut zu machen. „Der hat das größte Hirn" sagte einer; „der ist alt und doch noch so jung" ein anderer; den höchsten Trumpf aber spielte der gute Alte aus, an dessen Haus wir saßen, indem er pathetisch rief: „Θεὸς εἶναι, er ist ein Gott!"

Auffallen muß bei jedem solchen Gespräch, wie im Munde dieser Griechen „die Mächte" das dritte Wort sind. Nicht aus eigener Kraft denken sie vorwärts zu kommen, ihr Verlaß sind die Fremden. Daß Homer und Sophokles, Sokrates und Plato ihre direkten Ahnen sind, das wissen sie alle, vom Minister bis zum barfüßigen Schweinehirten im Gebirge. Jenen alten Hellenen aber verdankt Europa so unendlich viel, daß es den Neugriechen, so folgern sie, gar nicht erkenntlich genug sich erweisen kann.

Als ich nach Sonnenuntergang beim einsamen

Digitized by Google

Mahle saß, scholl das Thal wieder von einer mächtigen Stimme. Sie gehörte meinem Freund, dem Steuereintreiber. Auf dem Glockenturme der Nikolauskapelle stand er und verkündete in die Nacht hinaus, daß er alle säumigen Zahler am nächsten Morgen werde auspfänden lassen. Nur ein einziges Mal rief er seine Drohung langsam über das Dorf hin und durfte gewiß sein, daß jedermann ihn gehört hatte. Die Akustik im Thale von Delphi grenzt ans wunderbare: man begreift, daß naturwüchsige Menschen auch hierin die Nähe der Gottheit zu verspüren glaubten.

Nach dem Abendessen trat ein Nachbar, Charalampos, bei mir ein und brachte den Stolz seines Alters, den herrlichen Sohn Epaminondas mit; der war schwarz von Haar und Bart, schwarz von Gesichtsfarbe und Augen, doch eben so gutmütig als sein Aeußeres fürchterlich. Sie luden mich an ihr Herdfeuer ein, und ich folgte ihnen gerne. In einer rußigen Stube am offenen Kamin, das mir zu Ehren mit zwei kleinen Oellampen behängt war, stand eine Pitá angerichtet, d. h. ein Kuchen, der zwischen zwei Teiglagen allerlei kräftige Kräuter enthält. Die verständige Hausfrau Pagonna, eine sympathische Alte, zerteilte ihn kunstgerecht. Besser als dieser Kuchen mundete mir der schöne Rotwein, den Charalampos aus einer Kanne mit antik geformtem Ausguß kredenzte. Pagonna griff zu Rocken und Spindel, und die Unterhaltung begann wie gewöhnlich; nach Name und Stand, nach Heimat und Eltern, nach Einkommen und Vermögen wurde ich ungeniert und gründlichst ausgefragt. Dann wurde neugierig alles gemustert, was beweglich an mir war, vom Ueberzieher bis zum Messer in der Tasche. Von allem sollte ich auch genau den Preis wissen, und wie einen Unklugen staunten sie mich an, wenn ich darüber keine Auskunft geben konnte [15]).

---

[15]) Ich kann mir nicht versagen, hier eine treffliche Bemerkung des schon früher genannten Kaufmanns E. Georgii aufzunehmen: „Der Bauer," so schrieb er mir unlängst, „ist auf der ganzen Welt dickköpfig, schlau und auf seinen Vorteil aus: dumm san mer, aber pfiffi san mer au. Genau so macht es der

Digitized by Google

Und doch waren es gar liebe Leute, die mich so neugierig ausholten und erforschten. Als Pagouna die kleine Stickerei auf meinem Streichholzbüchschen entdeckte, da frug sie mich so recht sinnig und fein: „Sie haben dich gewiß lieb daheim, daß sie dir so schöne Dinge schenken?“ Mir ward ganz heimelig zu Mut, als ich so ausführlich von Vater und Mutter und den Geschwistern erzählen mußte.

Als es schon recht spät war, baten die Alten ihren Epaminondas, doch dem Gaste noch eines seiner schönen „Tragudia“ vorzusingen. Mir ahnte nichts gutes, denn mit dem Singen steht es schlimm bei den Neuhellenen. Mein Epaminondas holte noch erst für jeden einen Granatapfel von der Decke herab, wo das Obst an Schnüren aufgehängt war, und begann dann leise, doch immer lauter werdend sein fürchterliches Lied. Wie der rasende Aias kam er mir jetzt vor, der eben im Wahnsinn die Lämmer zerfleischte und nun sich selbst ein Leid zufügen will. Die Alten aber lauschten wonnestrahlend und stolz auf das herzzerreißende Winseln ihres Sohnes.

---

griechische Bauer. Dabei leidet aber seine Ehrlichkeit trotz der gelegentlichen Prellereien keinen Schaden, wie denn Diebstahl und Veruntreuung auf dem Lande äußerst selten sind. Wenn ein griechischer Agogiat mir 20 Drachmen anstatt 6 für mein Pferd abnimmt, so begeht er nach seiner Ansicht keine unehrliche Handlung. Dasselbe gilt von dem Kaufmann, der mir einen Gegenstand um den vierfachen Betrag seines Wertes verhandelt. Der Grieche geht von dem Standpunkt aus, daß jeder, der kauft oder verkauft, über den Wert der Ware so ziemlich im klaren ist. Zahlt einer ohne Weiteres den von ihm verlangten Preis, so ist ihm die Ware eben so viel wert, also kein Betrug zu vermuten. Wie tief bei dem Volk diese Vorstellung in Fleisch und Blut gedrungen, geht am besten daraus hervor, daß der Neugrieche das, was wir im Handel Betrügen heißen, nicht mit dem entsprechenden Wort απατάν, sondern euphemistisch als γελάν, d. i. Auslachen bezeichnet.“

Digitized by Google

Aegina.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen fand mich auf der breiten, staubigen Chaussee, welche den Piräus mit Athen verbindet. Bisher war ich die Strecke von der Stadt zum Hafen stets gefahren; heute wollte ich sie einmal zu Fuß durchmessen. Ich brauchte gut $1^1/_2$ Stunden dazu — und auf diese ganze Entfernung denke man sich die einstigen „Schenkelmauern" gebaut!

Auf der von Fuhrwerken schon sehr bevölkerten Straße erlebte ich einen wundervollen Sonnenaufgang: Das ist Monopol von Athen, so etwas sieht man nur hier.

Vor 7 Uhr war ich bereits am Hafen und ließ mich in leichter Barke zu dem Dampfer hinausrudern, der zur Abfahrt nach Aegina bereit lag.

Das Schiff, das mich aufnahm, war ein griechisches und führte den stolzen Namen Καρτερία, d. i. Ausdauer. Um mich nicht in Schilderungen von Schmutz und Verwahrlosung zu wiederholen, will ich lieber ganz über dies Vehikel schweigen. Es that eben doch seine Pflicht und brachte mich in $2^1/_2$ Stunden nach dem bisher nur von fern geschauten Aegina.

Was für eine stattliche Insel! Mit was für stolzen Gebirgen! Und die nahen Küsten des Peloponnes, wie steil, wie ragend sind auch sie!

Aegina hat keinen natürlichen Hafen, drum halfen schon die Alten der Natur durch Anlage gewaltiger Molen nach. Noch heute leisten ihre Werke den Epigonen gute Dienste. Auf der einen Molenspitze ist eine kleine byzantinische Kapelle, auf der andern ein vier-

Digitized by Google

eckiger venezianischer Turm erbaut; dazwischen gaukeln zahlreiche Barken ein und aus, deren blanke Segel sich wundervoll vom blauen Wasser abheben. Dunkelbraun steigen aus der blaugrünen Flut die Berge auf, um sich mit ihren malerisch geformten Spitzen wieder scharf vom Blau des Himmels zu scheiden.

Ich schlenderte nach Bädekers Vorschrift „mit großer Ruhe" durch die neugierige Menge. Bald genug gesellte sich einer zu mir, der ein Stübchen zu vergeben hatte. Es war in der That so nett, wie er behauptete, und wir bald einig. Nach dem Peloponnes hin hatte es eine kleine Holzgalerie mit unbeschränkter Aussicht, neben dem Fenster bewegte ein Prachtexemplar von einer Palme rauschend ihre Fächer.

Darnach suchte ich mir ein Roß, kaufte noch Wein, Brod, Käse und Orangen für mich und meinen Georgios, den Rosselenker — und die Reise begann.

Wie begabt auch fürs Gebirge Pferde sind, hatte ich bisher nicht gewußt: um so mehr überraschten mich die Leistungen meines Grauschimmels. Der Weg war ungemein mannigfaltig, immer steil hinauf und wieder so hinab, fortwährend über Geröll oder glatte Felsplatten. Das Tier suchte sich seinen Weg stets selbst mit viel Geschick, und ich fühlte mich bald trotz allem Rutschen und Stolpern ganz behaglich auf seinem Rücken.

Die Vegetation auf der Insel war weiter als in Attika, die Feigenbäume zeigten schon junges Laub, die Reben kräftig entwickelte Scheine. Die Häuser haben durchgehends flache Dächer, das macht sich ganz morgenländisch.

Nach zweistündigem Ritt erblickten wir die grauschwarzen Säulen des berühmten Tempels, dessen Lage traumhaft schön ist. Eine Schafherde weidete vor dem östlichen Haupteingang; ihr Hirt begrüßte uns wie alte Bekannte mit biederem Handschlag; wir lagerten uns auf den Tempelstufen, und meine Krasi-Flasche begann munter zu kreisen. Noch mehr Glück machte ich aber mit meinem Operngucker, so hier, wie später in Aegina selbst. Mein Georgi wollte mir gleich seinen Schimmel dafür geben, solchen Spaß hatte er

Digitized by Google

an meiner „Brille“, wie er es nannte. Mindestens ein dutzend Aegineten habe ich in den zwei Tagen damit beglückt und selbst viel Freude daran gehabt, wenn die liebe Neugier fast immer zuerst in das dunkle Futteral und darnach durch die großen statt kleinen Gläser schaute.

An dem Tempel gab es mancherlei architektonisch Interessantes zu beobachten. Aus seinen Giebeln stammen bekanntlich die als „Aegineten“ weltberühmten Statuen der Münchener Glyptothek, die wahrscheinlich den Sieg über die Perser verherrlichen sollten, also auch etwas wie ein Kriegerdenkmal waren. Doch anziehender als die Tempelruine war für mich die Aussicht von dort oben. Schöneres kenne ich vorläufig nicht, als zwischen dunklen Pinien durch auf Meer und Inseln zu schauen. Die fernsten Berge des Peloponnes steckten noch bis tief hinab im Schnee, dessen Schimmer gerade noch fehlte, um die Farbenpracht des formenschönen, bunten Bildes voll zu machen.

Zum Sonnenuntergang waren wir wieder in Aegina; ich konnte vor dem Abendessen noch ein wenig am Meere promenieren und zuschauen wie riesige, hier gefischte Schwämme gereinigt und verpackt wurden. Auch war eine Baggermaschine im Hafen in Gang, aber nicht mit Dampfbetrieb, sondern durch zwei von Menschen bewegte Treträder bedient: ein etwas mühseliges, langwieriges Verfahren.

Am Molo traf ich bald auch meinen Georgi wieder. Er hatte seinen Schimmel besorgt und wußte nun einer Anzahl biederer Aegineten endlos zu erzählen. Von wem? Ohne mir zu schmeicheln, durfte ich gewiß sein, daß ich und nur ich der Gegenstand der Unterhaltung war.

Georgi grüßte mich kordial und bat, auch noch unter sein Dach zu treten. Gerne folgte ich der Einladung, und er führte mich durch Seitengassen zu einem kleinen Häuschen; nahe dem Eingang stand mein guter Grauschimmel an seiner Krippe, weiterhin kniete die Hausfrau bei der Feuerstelle, wo sie eben über niederem Dreifuß das frugale Abendessen kochte, während Georgis ältestes Kind, ein fünfjähriges Mäd-

Digitized by Google

chen, den kleinsten Sprößling in Schlaf wiegte. Ich mußte auf einer Truhe Platz nehmen, denn Tisch und Stühle gab es nicht in der Behausung. Die Kleine, ausgezeichnet durch hellblonde Haare, wie sie unter Griechen wunderselten sind, schmiegte sich gleich zutraulich an mich und plauderte mir allerhand vor, was ich leider nicht verstand. Fast noch netter war der etwas jüngere Bub, der nach uns in die Hütte trat und mit einem Satz auf meinem Schoße saß. Die guten Leute schienen recht arm und klagten auch sehr über die Not des Lebens. Aber als ich ihnen entgegenhielt, daß sie bei aller Armut doch einen köstlichen Schatz ihr eigen nennen dürften, da verstanden sie mich gleich, ohne daß ich erst auf die Kinder zeigte.

So arm sie waren, ein Schälchen Eingemachtes mußte ich doch bei ihnen kosten. Das Löffelchen für den Gast war tief in der großen Kleidertruhe verborgen, das Eingemachte stand oben unter dem Dach. Lange mußte die Frau laufen und putzen, ehe sie ihre Gabe dem Fremden vorsetzen konnte. Aber sie that es durchaus nicht anders. Diese Art von Gastfreundschaft hat etwas ganz rührendes. Nur selten sind die Leute so übel daran, daß sie nicht wenigstens für solche Fälle Eingemachtes hätten. Sollte es aber wirklich einmal fehlen, so findet sich gewiß im Grund der Truhe ein schöner Apfel oder am Dachbalken eine trockene Granatfrucht; leer darf der Fremdling unter keinen Umständen von dannen ziehen.

Die Nacht, die einzige ganz schlimme Zeit, kam heran. In meinem Schlafkämmerchen war der Hausaltar der Familie, wie er in keiner Hütte fehlt. Er besteht in einem, in byzantinisch starrer Weise gemalten Heiligenbild, vor dem eine ewige Lampe brennt. In meinem Fall stellte das Bild eine Madonna vor, die mit dem Gekreuzigten auf den Armen aus einem riesigen Kelche steigt. Die Malerei war nichts weniger als schön, aber das ewige Lämpchen that mir als Nachtlicht treffliche Dienste. Denn ich war nicht nur einmal wach und freute mich dann der mild beleuchteten Kelchgruppe. Durch das zerbrochene Fenster an meinem Kopfende stieg ein niedliches Kätzchen von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit ein und aus, wirklich gar behaglich. Was diese reinlichen Tiere einem hier zu Lande imponieren! Die waren in Vranà so propre, wie nur im reinlichsten Hause Deutschlands.

Gleich nach dem Frühstück ging ich am nächsten Morgen zum Hafen. O daß ich malen könnte! Auf dem einen Molo beim Turm der Venezianer setzte ich mich ans Meer und schaute den Fischern nach, die an mir vorbei zum Fang ausfuhren. Ein Schiffchen mit drei halbwüchsigen Knaben kam auch vorüber; die forderten mich durch Geberden auf mit auszufahren, und ich ließ mich nicht lange bitten.

Das Meer war spiegelglatt und krystallklar: man schaute in beträchtliche Tiefen so deutlich wie im Aquarium, und die ganze Herrlichkeit des Meeresgrundes war wie mit Händen zu greifen. Zwischen dem Seetang, der leise hin und her wogte, sah ich die Fischlein sich tummeln, unter die Felsstücke am Grund die Seeigel sich klemmen, schöne Seesterne, hell und dunkelbraun, am Boden sich breiten, von allen den Muscheln und Müschelchen gar nicht zu reden. Die Knaben holten mit langgestielten Löffeln und einem Vierzack, an dem ein Netz befestigt war, nach und nach alle diese Geschöpfe in den Kahn, so daß ich sie bequem auch in der Nähe betrachten konnte. Dazu sangen sie ihre melancholischen, eintönigen Lieder, die aber auf dem Wasser trefflich klangen. Sie fingen nicht viel, sie waren, wie ich bemerkte, beständig am berechnen, wieviel wohl der „Lordos" ihnen schenken würde. Der aber fand es schließlich genug, jedem 30 Lepta = 20 ₰ zu geben.

Lordos, d. i. Lord, wurde ich öfters angeredet, beeilte mich dann aber stets, den Leuten mitzuteilen, daß ich nur ein Schulmeister, ein πτωχὸς διδάσκαλος sei, worauf sie mich dann Didaskale titulierten und meiner Börse keine Wunderdinge mehr zutrauten.

Nördlich von Aegina, auf einem ganz aus Schutt und Vasenscherben bestehenden Hügel, ragt eine vereinzelte Säule auf, der letzte Rest eines Aphrodite-Tempels, wie vermutet wird. Dorthin ging ich gegen 10 Uhr. Ein junger Pappas oder Priester gesellte

Digitized by Google

sich bald zu mir, war sehr gesprächig, half mir in dem Schutt einige bessere Vasenfragmente und eine leidlich erhaltene, antike Lampe aufstöbern und führte mich schließlich auf meinen Wunsch in die Knabenschule.

Schon am ersten Tage hatte ich im Vorbeigehen bemerkt, daß die Schule am Ort eine stattliche Anstalt ist, recht charakteristisch für Aegina, diesen uralten Kulturſitz, dem die Menschheit so manchen Fortschritt verdankt. Es war im ersten Augenblick nicht eben angenehm, sich von diesen 300 Jungens mit den Augen verschlingen zu lassen und sein unbeholfenes Griechisch vor so vielen Ohren preiszugeben. Aber ich hatte zu bestimmt die Ahnung, daß dies Abenteuer ganz allerliebst verlaufen könne, um mir nicht ein Herz zu fassen. Ich führte mich also bei dem Herrn Kollegen als διδάσκαλος Γερμανός. als deutscher Lehrer ein, der gern einmal sehen wolle, wie man hier in Griechenland Schule halte. Er bat mich nur zu befehlen, was ich hören möchte; ich ersuchte ihn natürlich dringend, sich ja nicht stören zu lassen, sondern ruhig fortzufahren. Aber davon wollte er nichts wissen und ritt mir nun $1^1/_2$ Stunden lang seine Paradeschüler in ganz charmanter Weise vor. Zuerst mußte sich die vorderste Bank um meinen Stuhl, den einzigen der Schule, im Kreis aufstellen und aus einem Lesebuch die Geschichte von Achill und der Briseis vorlesen. Das ging prächtig. Moralische Betrachtungen schlossen sich an, ob Achill, ob Agamemnon recht gethan, und gipfelten dahin, daß man es machen müsse wie Miaulis, wie Kanaris und dem König in jedem Falle gehorchen, dem Vaterland Vermögen, Geliebte, selbst das Leben opfern. Die netten Knaben mit den kohlschwarzen Augen waren ganz elektrisiert; sie glühten vor Begier, ihre Weisheit anzubringen — und nach jeder Antwort ein Blick nach mir, ob ich ihre Verdienste auch recht zu würdigen wisse.

Die zweite Bank glänzte durch historische Kenntnisse: sie mußten mir die Schlacht bei Marathon erzählen. Die Topographie der Ebene war ihnen gehörig eingebläut, sie konnten sogar die Stellung der

Digitized by Google

beiden Heere auf der Tafel anzeichnen. Es war ganz berückend, gerade da ich an Ort und Stelle gewesen war, diese Einzelnheiten von den kleinen Kerlen erzählt zu bekommen. Als schließlich auch der σωρός, der Leichenhügel der Athener, erwähnt wurde, konnte ich nicht länger an mich halten und verriet, daß ich erst vor wenigen Tagen Marathon besucht und eine Stunde lang auf jenem denkwürdigen Hügel gesessen hätte. Mein Ansehen stieg dadurch bedeutend, war doch nicht einmal ihr Herr Lehrer jemals dort gewesen.

Die dritte Bank mußte rechnen; in dieser Kunst wird von den Griechen bekanntlich am meisten geleistet. Die größten Rechenkunststücke wurden in raschestem Tempo mir vorgeführt — nur schade, daß mein Neugriechisch nicht ausreichte, sie zu verstehen. Ich empfahl mich daher, nicht ohne dem Kollegen, so gut es ging, meine Anerkennung und meinen Dank auszusprechen. Er hörte sich gern von mir loben, seine junge Schar aber grüßte mich zum Abschied nicht durch Aufstehen, sondern indem sie militärisch die Hand zur Schläfe führten.

Leider habe ich außer der äginetischen keine andere griechische Schule besucht, so daß mir über den Stand des neuhellenischen Unterrichtswesens kein eigenes Urteil zusteht. Aber maßgebende Kenner des Volkes versichern, daß es eine verhältnismäßig hohe Stufe einnimmt. An der Begabung der Neugriechen hat noch Niemand gezweifelt. Die Lust aber zum Lernen ist bei Hoch und Nieder so lebendig, daß man wohl von einem Lernfieber der Griechen gesprochen hat. Erstaunlich ist geradezu die Zahl der Lehranstalten, und mit seiner von 4000 Studenten besuchten Universität, mit seinen 35 Gymnasien bei knapp zwei Millionen Einwohnern, mit seinem nahezu durchgeführten allgemeinen Schulzwang braucht Griechenland den Vergleich mit keinem europäischen Kulturstaat zu scheuen. Freilich, die Resultate lassen noch zu wünschen, sind noch nicht derart, wie man sie bei der eminenten Begabung des Volks, bei seiner grenzenlosen Wertschätzung alles Wissens, bei den so vielen und guten Bildungsanstalten erwarten sollte. Aber man

Digitized by Google

vergesse doch nicht, daß vor 60 Jahren von allen diesen Anstalten noch keine einzige bestand, daß alles in schwerer Zeit aus dem nichts geschaffen werden mußte von einem Staat, der bankerott war von Anbeginn. Und man vergleiche einmal den Bildungsgrad der Neugriechen nicht mit dem in europäischen Staaten von uralter Kultur, sondern mit dem des türkischen Nachbarlandes. Da ergiebt sich denn doch, daß hier ein Bildungsfortschritt gelungen ist, wie er einzig dasteht in der Geschichte unseres Jahrhunderts.

Förderung der Schule, der Volksbildung ist für den Neugriechen gleichbedeutend mit Förderung des Hellenismus überhaupt, macht einen wesentlichen Teil der nationalen Propaganda aus. Denn auf dem Gebiet der Schule wird der Kampf gegen den türkischen Erbfeind in erster Linie geführt. Daher die Opferwilligkeit aller Volksschichten, wenn es Unterrichtszwecke zu unterstützen gilt, daher alle jene großartigen Stiftungen zu Gunsten hoher und niederer Lehranstalten. Wenn der Grieche kaufmännisch den Türken bereits in der ganzen Levante überflügelt hat, so dankt er das gewiß nicht zum kleinsten Teil seiner überlegenen Schulbildung, und das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit nährt wie nichts anderes die Zuversicht, daß auch die politische Zurückeroberung aller Griechenländer nur eine Frage der Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

sociale und rechtliche Stellung der Frau im alten Rom.

Vortrag

gehalten im

Mannheimer Altertums-Verein

von

Dr. Max Zöller,
Professor am Gymnasium in Mannheim.

Mannheim, 1892.
Verlag von Tobias Loeffler (H. Werner)
Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Die soziale und rechtliche Stellung der Frau im alten Rom.

Hochgeehrte Anwesende!

Vorträge über römische Frauen sind heutzutage keine Seltenheit mehr. Die Neugierde der heutigen und zwar nicht bloß der Damenwelt hat sich aber meist auf das Boudoir einer römischen Matrone beschränkt, dessen Geheimnisse nach und nach aufgedeckt und ans Tageslicht gezogen wurden und zwar von Forschern, die sich gerade zu diesem Thema besonders hingezogen fühlten. Diese haben auch nicht verabsäumt, die Ergebnisse ihrer Untersuchungen vor einem auserwählten Herren- und Damenpublikum in pikanten Vorträgen zur Darstellung zu bringen, und andere haben diesen dankbaren Stoff in populärster Form mit nicht geringerem Erfolge von neuem zum besten gegeben. Ich will die Zahl der letzteren nicht vermehren. Ich werde daher nicht sprechen von der Kleidung der jüngeren und älteren Römerinnen, ihren Pantoffeln, Kopftüchern, Tuniken und Ueberwürfen, ihren Taschentüchern, Sonnenschirmen und Fächern, auch nicht von ihren kostbaren Schmuckgegenständen, ihren Verlobungs- und anderen Ringen, Broschen, Haarnadeln, Ohrgehängen, Hals- und Armbändern. Ich werde auch nicht näher eingehen auf ihre Haartracht, die hochaufgebauten turmartigen Frisuren, die Chignons, die Haarfärbemittel, die Brenneisen, noch überhaupt auf die ganze große Kunst der weiblichen Haartoilette, die sich zu einem

Digitized by Google

hochentwickelten, die heutige Damentoilette an Kompliziertheit weit überbietenden System entfaltet hatte; auch die sonstigen Toilettenkünste der älteren Römerinnen will ich hier unberührt lassen, wie z. B. das Schminken und Färben der Augenbrauen, das Blondfärben des Haupthaars, die verschiedenen Schönheitssalben und den in der letzten Zeit der Republik in Aufnahme gekommenen Teig, den man die ganze Nacht über auflegte und am Morgen mit Eselsmilch abwusch. Von diesen und anderen Dingen, die im großen und ganzen von den Gewohnheiten der heutigen Zeit nicht erheblich abweichen, sehe ich heute ab. Der Gegenstand meines heutigen Vortrags ist vielmehr die sociale und rechtliche Stellung der Frau im alten Rom.

Früher ging man in der Jurisprudenz von dem Satze aus, daß das Recht eine Willkürhandlung des Gesetzgebers sei, und daß erst hierdurch die sociale und kulturelle Entwickelung eines Volkes bestimmt werde. Es ist ein Verdienst der deutschen Rechtswissenschaft, nachgewiesen zu haben, daß bei normaler Entwickelung das Recht aus dem Leben des Volkes hervorgeht, daß es ein Produkt des Volksgeistes ist. Nicht das Recht schafft die Kulturverhältnisse, wie man früher glaubte, sondern umgekehrt, das Recht ist ein Produkt der Kulturzustände eines Volkes.

Man hat nun diesen Satz auf das Recht und die sociale Stellung der römischen Frauen angewandt. [1]) Man hat gesagt: Es giebt bezüglich der rechtlichen Stellung der Frau zwei in der römischen Geschichte grundverschiedene Perioden, die der früheren Zeit und die der späteren Zeit; in der früheren Zeit war die Frau vollständig rechtlos, in der späteren Zeit vollständig frei und emancipiert. Dieser Unterschied in der rechtlichen Stellung ist aber, hat man hinzugefügt, obigem Rechtssatze entsprechend bedingt und hervorgerufen durch einen verschiedenen Kulturzustand, und zwar ist die rechtlich untergeordnete Stellung der römischen Frau in der älteren Zeit eine Folge der guten Zucht und Sitte, welche in dieser Zeit geherrscht hat, und die spätere Emancipation der Frau ist bedingt durch die in der letzten Zeit der Republik und in der Kaiserzeit eingerissene Zuchtlosigkeit.

In dieser schroffen Fassung ist aber die hier gegebene Unterscheidung meiner Ansicht nach unrichtig. Denn erstens ist es, wie u. a. Friedländer[2]) nachgewiesen hat, trotz der stellenweise eingerissenen Schwelgerei und Üppigkeit, mit den Sitten der römischen Kaiserzeit nicht so schlimm bestellt gewesen, wie gewöhnlich angenommen wird. Wir haben darum noch lange nicht nötig, Frauen wie Agrippina, Fulvia, Messalina, Faustina weiß zu waschen, oder den Luxus zu entschuldigen, der namentlich in den Häusern von Emporkömmlingen und von einigen Kaiserfrauen, wie von der Gattin Neros Poppäa, die jeden Morgen zum Baden die Milch von 500 Eselinnen brauchte, getrieben wurde, oder denjenigen Frauen das Wort zu reden, die ihre Männer wechselten wie Toiletteugegenstände, die ihre Jahre nicht mehr nach den Konsuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer berechneten. Im ganzen sind die landläufigen Schilderungen über die Sittenlosigkeit der späteren Römer als unzutreffend zu bezeichnen; sie stützen sich auch nur auf die übertriebenen Ausfälle der Satiriker und Philosophen,[3]) die zudem nicht das Volk im ganzen, sondern nur einzelne bevorzugte Stände und Klassen im Auge haben.

Andererseits aber — und das soll der Gegenstand meines heutigen Vortrags sein — läßt sich nachweisen, daß die spätere rechtlich freie Stellung der römischen Frau nicht eine Folge der in der Kaiserzeit eingerissenen Zuchtlosigkeit, sondern begründet ist in ihrer schon von Anfang an herrschenden socialen Freiheit und Selbständigkeit. Es bedarf also zur Erklärung der späteren rechtlichen Verhältnisse nicht der Annahme der späteren Sittenlosigkeit, sondern nur der Anerkennung einer normalen Entwickelung der Rechtszustände aus den ursprünglichen Sitten und Lebensauffassungen des römischen Volkes; es soll also im Folgenden gezeigt werden, daß die sociale Stellung, welche die Römer schon frühe ihren Frauen angewiesen hatten, in allmählicher Entwickelung von selbst dazu drängte, auch die rechtlichen Normen zu beseitigen, welche dieser Stellung nicht mehr entsprachen.

Digitized by Google

Die römischen Frauen hatten entschieden etwas gemein mit den Gänsen des Kapitols; bei allem Schnattern waren sie doch politisch veranlagt, und sie kümmerten sich um ihr Vaterland. So weit wir in die Sage und Geschichte Roms zurückblicken können, haben in ihr die Frauen eine Rolle gespielt, von den Frieden stiftenden Sabinerinnen bis herab auf die römischen Kaiserfrauen, die mehr als einmal in die Geschicke der Welt eingegriffen haben.

Diese politische Rolle konnten sie nur spielen, weil sie von vornherein nicht als ein bloßes Lasttier betrachtet wurden, wie bei den halbbarbarischen Völkerschaften des Orients, noch als ein bloßer Hausrat, wie bei den Griechen. Daß in den Ländern des Orients, wo bei der herrschenden Polygamie die Frau unmöglich zu der Stellung einer Lebensgefährtin, zu einer vollen Teilnehmerin an Leid und Freud des Mannes aufsteigen konnte, die Frau vom öffentlichen Leben ganz ausgeschlossen war, ist selbstverständlich. Auch in Aegypten, wo die Stellung der Frau sonst eine ebenbürtige war, erinnerte doch noch manches an rohere Zustände, so z. B. die Bestimmung, daß die Frauen nur mit bloßen Füßen ausgehen durften, und zwar zu einer Zeit, wo die Kneipp'sche Methode noch unbekannt war; offenbar hatte die Sitte ursprünglich den Zweck, die Frauen vom Ausgehen und Erscheinen in der Oeffentlichkeit fern zu halten.

Bei den Griechen war die Stellung der Frauen, welche Verehrung auch einzelnen unter ihnen, besonders in der homerischen Zeit, erwiesen worden sein mag, doch eine durchaus eingeschränkte. Bezeichnend hierfür ist außer anderen eine Stelle bei Homer, in der es heißt:

„Ein blühend Weib ist der Kampfpreis
Klug in menschlicher Kunst und geschätzt — vier Rinder am Werte."[4])

Noch instruktiver ist eine Stelle im ersten Buch der Odyssee. Dort hatte sich der Sänger Phemios zu Telemach und den Freiern begeben, welche beim Mahle saßen, und sang ihnen zur Zither das Lied von der Heimkehr der Griechen. Dieses Lied hörte auch die um ihren Gatten trauernde Penelope. Sie wurde von dem Gesang so schmerzlich berührt, daß sie von dem Frauengemach

herabstieg, in die Gesellschaft der Freier trat und den Phemios aufforderte, von dem Gesange abzulassen. Da erhob sich Telemach und sprach zu ihr u. a.:

„Auf zum Gemache, besorge daselbst du deine Geschäfte,
Spindel und Webstuhl und gebiete den dienenden Weibern,
Fleißig im Werk zu sein, das Wort gebühret nur Männern,
Mir am meisten, denn mein ist in diesem Hause die Obmacht."

Und was sagte dazu Penelope, die Mama? Sie war mäuschenstill, und Homer berichtet:

„Und sie erwog im Geist die verständige Rede des Sohnes."

So etwas würden sich wohl bei uns die Mütter nicht bieten lassen, und die Römerinnen wären auch nicht still gewesen.

In der historischen Zeit des alten Griechenlands war die Stellung der Frau vielleicht noch eine schlechtere als in der Zeit, von welcher Homer berichtet. In dieser wie in jener weist schon die ganze Einrichtung des Hauses darauf hin, daß die Stellung der Frau eine untergeordnete und nach außen hin streng abgeschlossene war. Mann und Frau halten sich in getrennten Räumen auf, d. h. wenn der Mann überhaupt zu Hause war, was bei den Ansprüchen, die das politische Leben an ihn stellte, selten genug der Fall war. Die Frau sitzt mit den weiblichen Gliedern der Familie im Frauengemach, zu welchem, wie ein griechischer Schriftsteller sagt, der Eingang wie das Thor einer Festung bewacht wurde, und kein fremder Mann, selbst nicht ein Verwandter oder Freund Zutritt erhielt. Auch durfte die Frau das Haus ohne Erlaubnis oder Vorwissen des Mannes oder des Frauenwächters, den es in jedem Hause der höheren Gesellschaft gab, nicht verlassen; kaum daß es ihr freistand, die nötigen Einkäufe zu machen, wozu in der Regel das dienende Personal verwendet wurde. Zwar geben sich die Frauen unter einander Feste, aber an einem Mahle, bei welchem Männer gegenwärtig sind, darf, außer bei Hochzeiten, keine Frau teilnehmen. Die Abschließung der Frau von dem Verkehr mit fremden Männern ging sogar so weit, daß, wenn der Mann zufällig einen Freund als Gast mit nach Hause brachte,

Digitized by Google

die Frau nicht bei Tisch erscheinen durfte. Auch der Theaterbesuch scheint den unverheirateten Mädchen niemals, den Frauen nur bei der Tragödie gestattet gewesen zu sein. Daher ist auch jene besondere Artigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber den Frauen, die bei uns Galanterie heißt, den Griechen völlig fremd. Die Rückwirkung dieser Zurücksetzung konnte nicht ausbleiben; ein Gesetz des Solon bestimmte, daß alles was ein Mann auf Rat oder Bitten eines Weibes gethan habe, ungültig sei. Nun dafür hatten die Griechen aber auch ihre Xanthippen, eine besondere Species von Frauen, deren Prototyp die Frau des Sokrates war, eines der größten Denker, aber vielleicht auch eines der schlechtesten Ehemänner aller Zeiten. Wie wir wissen, kam Sokrates nachts oft gar nicht nach Hause, ja er trieb sich oft tagelang, um Frau und Familie unbekümmert, in der Stadt herum, um jeden über sein Thun und Lassen auszuforschen und so zu seiner inneren Besserung beizutragen. Und dazu wird noch die, wohl nicht ganz verbürgte, Thatsache berichtet, daß Sokrates und Xanthippe zusammen nur ein Oberkleid besessen hätten, so daß, wenn Sokrates ausging, Xanthippe zu Hause bleiben mußte. E. Zeller hat daher nicht unrecht, wenn er in seiner „Ehrenrettung der Xanthippe“[5]) dieselbe gegenüber den zahllosen von griechischen Schriftstellern berichteten Anekdoten in Schutz nimmt, die, wie er nachweist, zum größten Teil der Klatsch- und Unterhaltungssucht der Griechen ihr Dasein verdanken und nur zum Teil auf wahrer Ueberlieferung beruhen, wenn er auch zugiebt, daß Xanthippe wohl schwerlich den drei Grazien zum Modell gedient hat, welche später als Werk des Sokrates auf der Burg von Athen gezeigt wurden. Eine Ausnahme von der bei den Griechen sonst allgemein herrschenden Anschauung über das weibliche Geschlecht machten in der Praxis die Spartaner und in der Theorie der Philosoph Plato. In Sparta übten die Frauen, von dem Bewußtsein der Anforderungen durchdrungen, welche der Staat an seine Angehörigen stellte, auf Sohn und Gatten einen tiefen und nachhaltigen Einfluß. Dieser Einfluß schien aber den übrigen Griechen so ungewöhnlich, daß sie ihn als Weiberregiment, *γυναικοκρατία*, bezeichneten.

Was Plato betrifft, so will er, obwohl er sonst die Natur der Frauen hinterlistig und verschlagen nennt, ihnen in seiner Politik doch gleiche Rechte und gleiche Erziehung wie den Männern, ja sogar Staatsämter erteilt wissen; auch empfiehlt er die Weibergemeinschaft zur Förderung des Patriotismus und der Eintracht. Ob zwar diese letztere durch das genannte Mittel sehr gefördert würde, wollen wir dahingestellt sein lassen. Uebrigens gab auch, was die eheliche Eintracht und die Stellung der Frau überhaupt betrifft, der Göttermythus für die Griechen ein schlechtes Beispiel, denn Zeus und Hera führten eine sehr schlechte Ehe. Außer anderen Verunglimpfungen, die Zeus seiner Hera während ihres mit Zwistigkeiten reichlich gesegneten ehelichen Lebens zufügte, hing er sie einst, wie Homer berichtet, zwischen Himmel und Erde auf, mit einem Ambos an jedem Füßchen.

Bei den Römern war die Stellung der Frau eine andere. Ich habe schon vorhin auf die politische Rolle hingewiesen, welche die Frauen in Rom schon in den älteren Zeiten gespielt haben und weder die orientalischen noch die griechischen Frauen spielen konnten, weil sie überhaupt von der Öffentlichkeit ausgeschlossen waren. Ich sehe dabei ab von den sabinischen Jungfrauen, die als Friedensstifterinnen zwischen ihren jungen römischen Männern und ihren Vätern auftraten, obwohl es sonst die Rolle der Frauen gerade nicht ist, Frieden zu stiften. Die Erzählung, auf die wir nachher zurückkommen, gehört dem Mythus an; aber daß ein solcher Mythus sich bilden konnte, beweist, welche sociale Stellung der römischen Frau schon in den ältesten Zeiten eingeräumt war. Ich erinnere ferner an die Thätigkeit, welche die Sage der Tanaquil bei der Thronbesteigung des Servius Tullius zuweist, ferner an das Auftreten der Tullia, der Gemahlin des Tarquinius Superbus, dann an die Sage von der Cloelia, einer edlen römischen Jungfrau, die es in ihrem Patriotismus nicht ertrug, von den Etruskern gefangen gehalten zu werden, sondern bei Nacht und Nebel aus dem Lager des Porsena entwich und über die Tiber schwamm. Die Vertreibung der Könige knüpft an die Sage von

Digitized by Google

Lucretia, der Sturz der Decemvirn an die der Virginia an. Eine noch bedeutendere Rolle spielten die Frauen in der Sage von Coriolan.[6]) Coriolan war aus Rom verbannt und Anführer der Volsker geworden, der erbittertsten Feinde der Römer. Als er nun einst an der Spitze eines volskischen Heeres Rom in große Not brachte, da kamen die römischen Matronen zu Veturia, der Mutter Coriolans, und zu Volumnia, seinem Weibe, und beredeten sie, ins feindliche Lager zu gehen und die Stadt, welche die Männer mit ihrer Kraft nicht schützen konnten, durch ihre weiblichen Bitten und Thränen zu retten. Als sich nun der Zug der römischen Matronen dem volskischen Lager näherte, da erkannte Coriolan seine Mutter und sein Weib; sein Herz wurde weich gestimmt, er fiel seiner Mutter und seinem Weibe um den Hals und gewährte auf ihr und der Matronen Flehen ihre Bitte. Wir haben es hier offenbar wieder nur mit einer Sage zu thun, aber es spiegelt sich auch in ihr die Stellung, welche die römischen Frauen schon frühe im Leben der Nation einnahmen. Diese Stellung beruhte gewiß zum Teil auf dem patriotischen Opfermut, der bei verschiedenen Gelegenheiten den römischen Frauen nachgerühmt wird. Als z. B. nach der Eroberung der etruskischen Stadt Veji von dem eroberten Lande der zehnte Teil dem Gotte Apollo geweiht und der Wert in Gold auf dem Altare des Gottes zu Delphi niedergelegt werden sollte und in der Staatskasse der nötige Metallvorrat nicht vorhanden war, da gaben die Matronen ihr goldenes Geschmeide dafür her, und zur Anerkennung für ihre Vaterlandsliebe wurde ihnen das Recht zugestanden, zu den Opferfeierlichkeiten innerhalb der Stadt zu Wagen zu fahren. Auch das Gold, durch welches der Abzug der Gallier von Rom erkauft wurde, wurde zum großen Teil durch das Geschmeide der Frauen aufgebracht.

Welchen Einfluß und welche Selbständigkeit die Frauen zur Zeit des zweiten punischen Krieges hatten, zeigt die lex Oppia vom Jahre 215 v. Chr. und deren Wiederaufhebung durch die lex Valeria vom Jahre 195 v. Chr. Das Oppische Gesetz suchte den Luxus der Frauen in betreff des Goldschmucks, der Kleidung und des Gebrauchs der Wagen einzudämmen. Doch gelang es den

Digitized by Google

Frauen, nach dem Hannibalschen Kriege die Beseitigung dieser lästigen Beschränkungen durch das obengenannte Gesetz trotz des Widerstands des Cato, welcher im Jahre 195 Consul war, zu ertrotzen. Es ist nicht uninteressant, zur genaueren Charakteristik der römischen Frauen den Hergang der Sache eingehender zu betrachten.

Im Jahre 215 v. Chr., also ein Jahr nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä, in welcher nach Livius nahezu 50,000 Mann auf römischer Seite den Tod gefunden hatten, war längere Zeit Trauer um die Toten, und Götterfeste durften während dieser Zeit nicht gefeiert werden. Um letztere wieder zu ermöglichen, wurde die Trauer um die Toten vom Senate auf einen gewissen Zeitraum beschränkt. Es scheint nun, daß unmittelbar nach der Aufhebung der Totentrauer bei den nun wiederzubegehenden religiösen Feiern die römischen Damen einen großen Luxus entfalten wollten. Gerade wie man auch heutzutage im größten Staate die Kirche besucht, so herrschte auch bei den Frauen in Rom ein großer Wetteifer in der Entfaltung eines größtmöglichen Luxus bei gottesdienstlichen Handlungen. Die Frauen konnten, um ihre Wünsche auf Anschaffung einer kostbaren Toilette zu motivieren, sich auf die Religion berufen und den Zorn Jupiters und des ganzen Olymp auf ihre Männer herabbeschwören, wenn sie ihnen hiebei nicht zu Willen waren. Solchen Argumenten gegenüber fühlte sich der einzelne Ehemann machtlos. Nun war Rom damals arm. Zu den Zwecken der Landesverteidigung und der Abwehr der höchsten Gefahr, wie sie nach der Niederlage bei Cannä drohte, waren im Staatsschatze selbst keine Mittel mehr vorhanden, und es mußte daher an die Kasse der einzelnen appelliert werden, um den dringendsten Bedürfnissen des Staates gerecht zu werden. Unter solchen Umständen behielten die einzelnen nichts oder wenig mehr übrig, um den Luxus der Frauen zu befriedigen. Da der einzelne aber nicht imstande war, dem energischen Drängen der Frau den entsprechenden Widerstand entgegenzusetzen, entschloß man sich, seine Zuflucht zu einem Gesetze zu nehmen, welches den Luxus der Frauen überhaupt verbot. So wurde also gegen den Pantoffel, welcher auf dem einzelnen zu schwer lastete,

Digitized by Google

die Maschine der Gesetzgebung in Bewegung gesetzt und auf den Antrag des Volkstribunen Oppius bestimmt, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze Gold (etwa 40 Mark) an Pretiosen besitzen, daß sie keine Purpurgewänder tragen und sich keiner Equipagen bedienen durfte. Damit war der Entfaltung von Luxus gesetzlich ein Riegel vorgeschoben. [7])

Nach Beendigung des Krieges, zwanzig Jahre nachdem dieses Gesetz gegeben worden war, verlangten nun die Frauen die Aufhebung desselben. Gegen die letztere erhob sich großer Widerstand. Dieser gieng hauptsächlich von dem sittenstrengen Cato aus, der zwar sonst alles, was er wünschte, durchsetzen konnte, aber jetzt erfahren sollte, daß er gegen die Frauen ohnmächtig war. Diese giengen nun auch mit der den Frauen überhaupt zu Gebote stehenden Schlauheit und der den Römerinnen insbesondere eigenen Energie zuwege. Nachdem sie zuerst in geheimen Zirkeln die Sache gehörig durchgesprochen, hielten sie öffentliche Versammlungen ab und brachten es durch ihre Agitation dahin, daß zwei Volkstribunen sich ihrer Sache annahmen und den Antrag an das Volk stellten, das Oppische Gesetz aufzuheben. Infolge der Leidenschaftlichkeit der Frauen, des Widerstands des alten Cato und seiner Partei und des angedrohten Einspruchs zweier anderer Volkstribunen herrschte in Rom eine ungeheure Aufregung, insbesondere an den Tagen, welche der entscheidenden Volksversammlung vorausgiengen. An dem Tage selbst, an welchem dieselbe stattfinden sollte, ließen sich die sonst so ehrsamen römischen Matronen weder durch ihr Schicklichkeitsgefühl noch durch das Verbot ihrer Männer abhalten, alle Straßen und alle Zugänge zu dem Forum zu besetzen, um durch ihre Bitten und ihr Geschrei die Menge zu beeinflussen. Dabei hatte die Sache solche Dimensionen angenommen, daß sogar die Frauen aus den Landstädten massenhaft in Rom zusammenströmten, um durch ihre Anwesenheit und ihre zwar weniger urbane, aber dadurch vielleicht nur um so wirksamere Beredsamkeit die hauptstädtischen Damen zu unterstützen. Cato selbst konnte sich nur mit Mühe einen Weg durch die Menge der Frauen bahnen. Die Rede, welche dieser damals gerade mit der Würde des

Digitized by Google

Konsulats bekleidete Mann bei diesem Anlaß hielt, war für die Frauen keineswegs schmeichelhaft. Er tadelt ihre leidenschaftliche Aufregung, ihr öffentliches Erscheinen auf den Straßen, ja er verglich ihr Auftreten mit einer förmlichen secessio, kann aber doch nicht umhin, zuzugestehen, daß nur die Schwäche der einzelnen Männer die Schuld trage, wenn man es jetzt mit den Frauen insgesamt zu thun habe. Er schließt mit der Bemerkung, daß, wenn man den Frauen gleiche Rechte gewähre wie den Männern, erstere bald das Uebergewicht im Staate erlangen würden.

Den von den Frauen für ihre Sache gewonnenen Volkstribunen fiel es nicht schwer, den Cato zu widerlegen. Der eine derselben, Valerius, wies darauf hin, daß das Oppische Gesetz mitten im Kriege erlassen worden sei, und zwar zu einer Zeit, wo die Beschränkung des Luxus durch die Rücksicht auf die geringen Mittel des Staates geboten schien, daß dieses Gesetz aber in der Friedenszeit bei wieder hergestellter Prosperität gegenstandslos geworden sei. Er frägt, wenn man den Frauen ihren Putz nicht lasse, was man ihnen dann noch nehmen wolle. Schließlich ermahnt er überhaupt die Männer zu einem guten Betragen gegenüber ihren Frauen.

Die Volksversammlung wurde durch diese schlagenden Gründe entschieden für die Frauen gewonnen und das Oppische Gesetz durch einstimmigen Beschluß der Tribus abgeschafft.[8])

Aus diesem Vorgang kann man zweierlei erkennen. Einmal geht daraus hervor, daß es den römischen Frauen weder an Einsicht noch an Energie fehlte; sie wußten genau, wie sie ihre Sache zu verfechten hatten, und handelten darnach mit der größten Thatkraft. Zugleich ist der Vorgang aber auch ein Beweis für die freie Stellung der römischen Frau im öffentlichen und socialen Leben und für ihre Herrschaft im Hause. Das Pantoffelholz schwamm hier vollständig oben.

Seltsam kontrastieren mit dieser freien Stellung der Frau im socialen Leben die Befugnisse, die nach strengem römischen Rechte dem Eheherrn gegenüber der Frau zustehen. So kann z. B. kein Zweifel darüber bestehen, daß der römische Ehemann in der Zeit der

Digitized by Google

Republik das Recht gehabt hat, seine Frau zu töten, und es sind uns Fälle überliefert, in denen er dieses Recht auch wirklich ausgeübt hat. Über die durch die Sitte gebotenen Einschränkungen dieses Rechtes wird unten Näheres mitgetheilt werden. Ferner hatte in derselben Zeit der Ehemann das Recht der körperlichen Züchtigung. Er kann ferner die Frau verkaufen, in der ältesten Zeit im wirklichen Sinn des Wortes, später jedoch nur insofern, als der Mann seine Frau durch Verkauf emancipierte, um sie in die Gewalt eines anderen zu geben, ähnlich wie man seine Kinder von anderen adoptieren lassen konnte; es war das eine durch die römische Rechtsform der Emancipation gebotene sehr bequeme Manier, die Frau los zu werden. Ferner konnte in der strengen Ehe die Frau kein eigenes Vermögen haben; denn mit der Verheiratung gieng ihr ganzes Aktivvermögen auf ihren Mann über, während er für Schulden nur dann haftete, wenn dieselben von der Frau ererbt worden waren, nicht aber für solche, welche von der Frau selbst vor oder während der Ehe contrahiert wurden. Dagegen fällt alles, was sie während der Ehe erwirbt, nicht ihr, sondern ihrem Manne zu. Im Erbrecht wurde die Frau gleich den Familientöchtern behandelt.

Sie werden mir sagen: Wenn dies alles der Fall war, so war ja die Frau die reinste Sklavin. Ursprünglich muß sie dies auch gewesen sein, wenn auch die Entstehung dieses Zustandes lange vor die eigentlich historische Zeit des römischen Staates fällt; denn die Formen der strengen römischen Ehe hatten die vollständige Gewalt des Eheherrn über die Frau zur Voraussetzung, und die Römer hielten dieselbe in der Theorie noch lange und auch dann noch fest, als die Sitte die ursprünglich absolute Gewalt des Eheherrn schon längst gemildert hatte. Und worauf gründete sich diese Theorie? Der Ursprung derselben ist sicherlich in der patriarchalischen Zeit zu suchen, wo noch das rohe Faustrecht waltete und jede Ansiedelung mit der Nachbaransiedelung im Kriegszustande lebte. In dieser Zeit wurde die Frau gewonnen im Kriege und durch Raub. Nun war nach einem speziell von den Römern mit großer Zähigkeit festgehaltenen Grundsatz des Naturrechts alles im Kriege

und mit Gewalt Erbeutete Eigenthum des Siegers. So wurde auch das erbeutete Weib dessen Sklavin. Übrigens wurde nicht nur bei den Römern, sondern auch bei den meisten Völkern die Ehe ursprünglich als Raubehe aufgefaßt. Überall im Altertum herrscht ursprünglich die Anschauung, daß das Weib von dem Manne mit Gewalt entführt wird. Von dieser alten Sitte hatten manche Völker noch die Form beibehalten, nachdem die Sitte selbst schon längst durch eine civilisierte Staatsform ausgeschlossen war, wie z. B. die Spartaner. So weisen auch bei den Römern einzelne charakteristische Gebräuche auf die ursprüngliche Form des Raubes hin. Denn der Sitte gemäß heiratete die römische Jungfrau äußerlich betrübt und scheinbar gezwungen; deshalb durfte auch eine Jungfrau niemals an einem Festtage der oberen Götter Hochzeit machen, weil diesen Trauer- und Wehruf verhaßt war; mit scheinbarer Gewalt wurde ferner die Jungfrau, die man in das Haus des Bräutigams abholte, den Armen der Mutter entrissen. Nicht von selbst tritt sie über die Schwelle ihres künftigen Gatten, sondern sie wird von den Brautführern darüber hinweggehoben.[9]) Auch der Speer, mit dem das Haar der Braut gescheitelt wurde, gehört, wie es scheint, diesem Vorstellungskreise an und bezeichnet den Ehebund als einen durch Waffengewalt erzwungenen. Endlich deutet auch das Versöhnungsmahl, welches nach der Hochzeit zwischen den Verwandten der Frau und dem jungen Ehemann gefeiert wurde, auf die genannte Auffassung hin. Dieselbe zeigt sich auch in der Sage von den sabinischen Jungfrauen. Weil die Ehe den Römern ursprünglich als Raub galt, so sollten die ersten Ehen, welche in Rom geschlossen wurden, durch Raub zustande gekommen sein.[10]) Die Raubehe kommt in historischer Zeit gewiß nicht mehr vor, sie gehört vielmehr einer indogermanischen Vorzeit an; aber an dem Begriff der Gewalt des Eheherrn, wie er durch einen solchen Raub begründet wurde, haben die Römer zäher festgehalten als andere Nationen. Dies hängt mit einer dem Römer überhaupt besonders eigentümlichen Auffassungsweise zusammen. Wie nämlich auf politischem Gebiet bei den Römern alle Verhältnisse dem Gesichtspunkt der gewaltsamen Besitzergreifung unter-

Digitized by Google

stehen, so geht von demselben auch das Privatrecht aus; denn das Privatrecht dreht sich hauptsächlich um den Begriff des Eigentums; das Eigentum hat aber zur Voraussetzung die thatsächliche Besitzergreifung. In der Zeit, wo es noch keinen Staat gab, genügte noch eine solche; als aber die einzelnen Ansiedlungen sich zu einem Gemeinwesen verbunden hatten, handelte es sich darum, ob das letztere eine derartige thatsächliche Besitzergreifung auch schützte, und dies that dasselbe unter drei Bedingungen: einmal, wenn die Besitzergreifung geheiligt war durch die Zustimmung der Götter oder durch die Religion, dann, wenn sie sich auf freiwillige Ueberlassung, Verkauf oder Vertrag, stützte, zuletzt, wenn sie auf Verjährung gegründet war, d. h., wenn während eines gewissen Zeitraums niemand Einspruch erhoben hatte. Diesen drei Bedingungen, auf Grund deren jede Besitzergreifung zum Eigentum werden konnte, entsprachen auch die drei Formen der strengen römischen Ehe, die somit ursprünglich deutlich als Eigentumsverhältnis bezeichnet wird: die religiöse Ehe, die Kaufehe und die Verjährungsehe.

Die religiöse Ehe, confarreatio genannt, wurde geknüpft am Altare des Hauses des Brautvaters; anwesend sind außer den Verwandten der oberste Priester von Rom, dann noch andere Priester und zehn Bürger als Zeugen. Ich übergehe die bei dieser Eingehungsform der Ehe üblichen religiösen und sonstigen Zeremonien und bemerke nur, daß diese Form noch in den spätesten Zeiten bei den Ehen gewisser höherer Priester vorgeschrieben war.

Die zweite Form der Ehe ist die des Kaufs, coëmptio genannt. Der Brautkauf kommt bei allen uncivilisierten und civilisierten Völkern vor, nur mit dem Unterschied, daß er bei den letzteren sich bald in einen Scheinkauf verwandelte. Bei einigen Völkern des Orients, wie bei den Babyloniern, wurden die Mädchen in öffentlicher Versteigerung feilgeboten. Auch bei den Römern ist der Kauf ursprünglich ein wirklicher Kauf gewesen und hat sich erst nach und nach in einen Scheinkauf verwandelt. Unter Zuziehung von Zeugen erklärt der Bräutigam, daß er das Mädchen als seine Gattin kaufe und zahlt dann ein As, also einen Scheinpreis. Damit

war der Kaufvertrag erfüllt. Dieser Handlung geht aber die Veredung des Kaufvertrags, die Verlobung, voraus, wobei der Bräutigam der Braut einen Ring giebt zur Versicherung, daß der Vertrag auch seinerseits eingehalten werden solle. Deshalb giebt auch nur der Bräutigam den Ring, während er selbst von der Braut keinen solchen erhält.[11])

Die dritte Form der Eheschließung ist der thatsächliche Besitz mit hinzutretender Verjährung (usus). Wenn nämlich der Mann ein Jahr lang, selbstverständlich mit Uebereinstimmung der Eltern und der Braut und unter Beobachtung gewisser Hochzeitsgebräuche, die Frau besessen hatte, und diese nach Ablauf des Jahres sich nicht von dem Manne freiwillig entfernte, so trat verjährter Besitz ein, und die eheherrliche Gewalt war damit begründet. Das erste Jahr war also in der älteren Zeit eine Art Probeehe. In ihrer ursprünglichen Bedeutung war also dieselbe nichts anderes als eine Art Legalisierungsform einer Raubehe.[12]) Eine solche Probeehe hatte ihre großen Bedenken; diese erkannte man auch, so daß schon sehr frühe mit der Entfernung der Frau aus dem Hause nicht die Ehe überhaupt, sondern nur die strenge Gewalt des Mannes über die Frau, wie wir sie haben kennen lernen, aufgehalten wurde. Wie daraus in späterer Zeit die sogenannte freie Ehe erwuchs, werden wir nachher sehen.

In allen drei Eingehungsformen der Ehe, der religiösen Ehe, Kaufehe und Probeehe mit hinzutretender Verjährung, wurde die strenge eheherrliche Gewalt des Mannes begründet, deren rechtliche Folgen ich vorhin dargestellt habe. Aber wir würden sehr irren, wenn wir nach diesem strengen theoretischen Recht die Stellung der römischen Frau überhaupt beurteilen wollten. Zunächst schuf die Sitte eine Menge Milderungen. Ich habe vorhin gesagt, daß der Mann kraft seiner absoluten eheherrlichen Gewalt in der Theorie das Recht gehabt habe, seine Frau zu töten. Aber die Sitte machte dieses Recht abhängig von dem Spruche eines Verwandtschaftsrates, und dann wurde bald statt der Tötung Verstoßung üblich.

Der Verwandtschaftsrat wurde überhaupt nach altrömischer Sitte bei allen wichtigen, die Familie betreffenden

Digitized by Google

Rechtsakten zugezogen, wie bei Verlobungen, Mündigkeitserklärungen und natürlich auch dann, wenn der Hausvater über die Kinder oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht saß. In letzterem Falle wurden zu einem solchen Hausgericht die beiderseitigen Verwandten, die des Mannes und die der Frau, berufen. Dieses Gericht trat z. B. in Wirksamkeit, wenn die Frau ein gemeines Verbrechen begangen hatte, auf welchem auch sonst die Todesstrafe ruhte, oder wenn die Frau des Ehebruchs oder des Weintrinkens beschuldigt wurde, was zwei Fälle beweisen, in denen wirklich der Eheherr auf Grund des Hausgerichts die Todesstrafe aussprach. Die Sitte des Hausgerichts wurde auch beibehalten, als statt der früher verhängten Todesstrafe die mildere Sitte der Verstoßung aufgekommen war und eine solche über eine Ehefrau verhängt werden sollte. Daher wurde die Verstoßung auf Grund der hausgerichtlichen Entscheidung ausgesprochen wegen Ehebruchs, ferner wegen heimlichen Weingenusses oder Entwendung der Schlüssel zum Weinkeller, ebenso wegen Unterschiebung eines Kindes oder wegen Behexung der Kinder.[13])

Umgekehrt konnte aber seit der Zwölftafelgesetzgebung auch auf Antrag der Ehefrau wegen Scheidung ein Hausgericht berufen werden. Wie das Recht der Verstoßung, so war auch das Züchtigungsrecht des Mannes der Frau gegenüber an ein Verwandtengericht gebunden. Auch in vermögensrechtlicher Beziehung führte die Sitte dem strengen Recht gegenüber Milderungen ein. Wir haben gesehen, daß nach dem strengen Eherecht die Frau kein Eigenthum haben kann, sondern daß alles was sie bei Eingehung der Ehe besitzt und alles was sie während der Ehe erwirbt, in das Vermögen des Mannes fällt; der Ehemann hatte in dieser Beziehung, wie bereits angedeutet, der Frau gegenüber dasselbe Recht wie gegenüber den Kindern. Aber diese Vermögenslosigkeit der Frau bestand nur dem Buchstaben des Gesetzes nach; die allgemeine Sitte betrachtete die Sache so, daß das Vermögen beiden Ehegatten gemeinsam gehörte und der Mann nur die Verwaltung zu führen, ja bei allen wichtigen Rechtsgeschäften die Zustimmung der Frau ein-

Digitized by Google

zuholen hatte. Die Censoren, welche über die Beachtung der guten Sitte zu wachen hatten, haben auch diesem Punkte ihre Aufmerksamkeit zugewendet und den Mann mit ihrem Tadel behaftet, der das von der Gattin mitgebrachte Vermögen mißbrauchte oder verpraßte.

Diese und andere Milderungen des strengen Rechtes sind Ausflüsse der würdigen Stellung, welche die Sitte der Römer infolge ihrer erhabenen Anschauung von der Ehe und der Würde der Frauen überhaupt diesen letzteren von Anfang an zugewiesen hat.

Der Begriff der Ehe wurde von den Römern in der erhabensten Weise als die „volle Lebensgemeinschaft, als die Mitteilung alles göttlichen und menschlichen Rechtes“ aufgefaßt[14]); somit war die Ehe nicht bloß die Vereinigung zweier Liebenden zu inniger Seelengemeinschaft, wie die moderne Romantik die Ehe sich ausmalt, sondern eine Institution der Naturordnung und darum nur eine um so innigere Verbindung.[15]) Zwar war das wirtschaftliche und politische Moment nicht ausgeschlossen. Denn wie heutzutage ein Geschäftsmann häufig nur deshalb heiratet, um dadurch eine Stütze für das Geschäft zu gewinnen, so wurden auch in Rom häufig Heiraten aus rein wirtschaftlichen Gründen eingegangen, und gleichwie heutzutage in Fürstenkreisen beim Abschluß einer Ehe meistens das politische Moment ausschlaggebend ist, so stand auch bei den vornehmen Römern die Familienverbindung als Hauptzweck der Ehe oben an. Gleichwohl würde man irren, wenn man glaubte, daß die Frauen und die dabei interessierten Kinder nicht das Recht gehabt hätten, mitzureden. Wenn der Sohn erklärte, das Mädchen gefalle ihm nicht, so konnte er nicht gezwungen werden, die Ehe einzugehen. Anders stand jedoch die Sache bei der Tochter; diese konnte nur in einem Falle Einspruch erheben, nämlich wenn sie nachweisen konnte, daß der ihr bestimmte Bräutigam ein sittenloser Mensch war. Und über die Stellung der Frau hiebei klärt uns jene artige Geschichte auf, die uns über die Cornelier überliefert ist. Nämlich die Cornelier, ein vornehmes Geschlecht in Rom, waren längere Zeit mit dem nicht minder berühmten Geschlechte der Sempronier verfeindet. Doch kam es zuletzt zu einer

Digitized by Google

Aussöhnung. Diese sollte durch eine Heirat besiegelt werden, und zu diesem Zwecke verlobte gleich nach der Aussöhnung das Haupt der Familie der Cornelier seine Tochter dem Sohne des ersten Semproniers. Von dieser Verlobung, die durch die beiden Väter allein geschehen war, hatten weder die Brautleute noch die Mütter die geringste Ahnung. Als nun der Cornelier nach Hause kam und seiner Frau von der Verlobung der Tochter sprach, da ahnte sie sofort, daß es sich um einen Akt der Politik handele und daß der Bräutigam ein Sempronier sei. Als Römerin hatte sie Verständnis für die Politik, sie war daher weit entfernt, gegen die stattgehabte Verlobung Verwahrung einzulegen; sie hatte speziell auch nichts gegen den Bräutigam einzuwenden. Aber darüber geriet sie in Zorn, daß sie nicht vorher von der Sache verständigt worden war. „Und selbst", sagte sie, „wenn du sie einem Sempronier verlobt hast, hättest du mich vorher befragen sollen."

Die Erklärung dieser Geschichte liegt in der thatsächlichen Stellung der Frau im Hause und in der Gesellschaft.

Im Hause nimmt die Frau an allem teil was die Familie betrifft. Sie ist nicht in das Frauengemach eingeschlossen, wie bei den Griechen, sondern bewegt sich im Atrium, in der Mitte des häuslichen Treibens. Sie nimmt teil an dem Mahle des Mannes, während die Kinder an einem eigenen Tische essen; sie empfängt die Verwandten mit dem Kusse der Begrüßung; die Freunde des Mannes sind auch ihre Freunde. In allen Familienangelegenheiten, wie insbesondere bei der Verheiratung der Töchter, wird sie vom Manne herangezogen. Diese Stellung, welche die Frau im Hause genoß, zeigt sich auch in dem Anstand, mit dem die Hausgenossen ihr begegnen, wobei insbesondere charakteristisch ist, daß sie von allen, auch von dem Manne, mit Domina. d. h. Herrin, angeredet wird. Ferner erhielt sie nicht allein zu ihrem Geburtstage, sondern auch am ersten März, der Feier der Matronalien, vom ganzen Hause Glückwünsche und Geschenke.

Natürlich hatte diese Stellung der Frau im Hause auch einen bestimmten Einfluß auf ihre sociale Stellung

außerhalb des Hauses. Artig begleitet der Mann seine Frau zum Mahle bei Freunden oder zu einer Festfeier. Ehrerbietig macht man ihr auf der Straße Platz; selbst der Consul, dessen Liktoren sonst jeden aus dem Wege räumen dürfen, um dem Consul freie Bahn zu schaffen, weicht einer entgegenkommenden Matrone aus. Neben diesem Zartsinn steht die bei den Griechen gänzlich unbekannte Galanterie. So ist es z. B. allgemein üblich, daß eine Frau bei Abwesenheit oder Verhinderung ihres Mannes sich von Freunden des Mannes ins Theater geleiten läßt. So ließen sich Livia, die Gemahlin des Kaisers Augustus, wie Julia, dessen Tochter, von Männern ins Theater führen, letztere allerdings von jungen Herrn, was dem Augustus nicht ganz unbedenklich erscheinen mochte, weshalb er seiner Tochter Vorstellungen machte und sie aufforderte, gleich ihrer Stiefmutter sich nur der Begleitung älterer Männer anzuvertrauen. Julia aber meinte, wenn sie einmal so alt sei wie ihre Stiefmutter, werde sie sich auch ältere Männer zu Begleitern nehmen.

Man kann aus dem Gesagten schon entnehmen, daß die Frauen an allen öffentlichen Festlichkeiten, wie am Besuch des Theaters, teilnehmen durften. Auch bei festlichen Mahlzeiten waren sie schon in früher Zeit anwesend. Ebenso erschienen sie vor Gericht und zwar nicht nur als Zeugen, sondern auch in der Absicht, für Beklagte Fürbitte bei den Richtern einzulegen.

Diese Stellung in der Ehe und in der Gesellschaft hatten die römischen Frauen im allgemeinen schon seit den frühesten Zeiten; zum Teil mochten sie sich diese selbst erobert haben und zwar durch ihren eigenartigen Charakter. Dieser Charakter war allerdings teils selbst wieder eine Folge der freieren Stellung, welche die Frauen genossen; doch hatte er seine Wurzel in dem Nationalcharakter der Römer überhaupt. Dem würdevollen Ernst und der Strenge des römischen Mannes, der gravitas, entsprach bei der römischen Frau die austeritas, d. h. eine gewisse Herbigkeit, die sich teils in Sittenstrenge, teils aber auch in Unliebenswürdigkeit und Herrschsucht kund gab. Mit der letzteren Eigenschaft verband sich dann noch der Stolz auf die Stellung des Mannes und häufig

Digitized by Google

das Bestreben, am politischen Leben Anteil zu nehmen. Dies gilt z. B. von Livia, des Augustus kluger Gemahlin, diesem Ulyxes in Weiberkleidern, wie sie Caligula nannte, mit der Augustus niemals ein wichtiges Gespräch führte, ohne sich schriftlich darauf vorzubereiten.[16]) Wenn es sonst scheint, daß die Natur das Weib zum Gegengewicht des männlichen Ernstes bestimmt hat, so mochte dies allerdings bei den Römerinnen in geringerem Grade der Fall sein. Dafür waren sie aber auch keine Empfindlerinnen, die mit ihrem unversiegbaren Thränenquell den Mann oft zur Verzweiflung bringen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die der Frau im Hause und in der Gesellschaft eingeräumte Stellung mit der Zeit auch das juristische Gebiet beeinflußte und die alte Form der strengen Ehe durchbrach. *Nicht die behauptete spätere Unsittlichkeit hat die neuen Eheverhältnisse in Rom geschaffen, sondern diese letzteren lagen vorgebildet in den socialen Zuständen, wie sie notorisch schon in den älteren Zeiten herrschten.* Schon *lange vor den punischen Kriegen* sehen wir neben der strengen Ehe eine *freie Ehe* sich herausbilden.

Was ist dies nun für eine Ehe, diese freie Ehe? Ich habe oben von einer Form der Ehe gesprochen, die ich als Probe- bezw. Verjährungsehe bezeichnete (usus). Unter der Voraussetzung der Einwilligung der Beteiligten und der Eltern, sowie gewisser Hochzeitszeremonien wurde eine Ehe eingegangen ohne weitere juristische Formeln; es war dies der thatsächliche Besitz, der aber, wie wir gesehen, erst durch Verjährung zur eheherrlichen Gewalt des Mannes über die Frau führte. Der Besitz mußte aber während des Verlaufs eines Jahres ein ununterbrochener sein, sonst begründete er die eheherrliche Gewalt nicht. Sie werden mich fragen: wie war es aber thatsächlich, wenn während dieser Probezeit die Frau plötzlich aus dem Hause des Mannes sich entfernte? War dann die Ehe überhaupt aufgelöst? Wie stand es da mit dem etwaigen Kinde? Eine vollständige Aufhebung der Ehe mochte vielleicht ursprünglich durch die Entfernung der Frau herbeigeführt worden sein; allein schon sehr

Digitized by Google

frühe wurde die Auffassung herrschend, daß bei einer solchen Ehe, die ja immerhin mit der Übereinstimmung der Beteiligten abgeschlossen war, die hiebei zu machende Probe sich nicht auf die Ehe überhaupt, sondern nur darauf beziehen sollte, ob aus der gewaltfreien Ehe eine solche mit der ganzen eheherrlichen Obmacht, wie sie der Mann bei den anderen Formen der Ehe erhielt, werden sollte. Findet also nach der Entfernung der Frau aus dem Hause keine eigentlich rechtliche Scheidung statt, so bleibt die Ehe bestehen, aber — ohne die genannte eheherrliche Gewalt. Damit war die Form für die Eingehung freier Ehen gefunden. Damit also die Ehe eine freie Ehe wurde, mußte eine Unterbrechung stattfinden, um die Verjährung zu verhindern, und dies geschah dadurch, daß die Frau drei Tage vor Ablauf des ersten Jahres außer dem Hause des Mannes zubrachte. In einer solchen Ehe kam die Frau nicht in die Gewalt des Mannes und die eheherrliche Gewalt wurde auf ein Minimum beschränkt, welches der Zweck der Ehe forderte. Die einzige Abhängigkeit der Frau vom Manne besteht darin, daß sie an den Wohnsitz des Mannes gebunden ist. Von einer richterlichen Befugnis des Mannes mit oder ohne Hausgericht konnte natürlich in einer solchen Ehe keine Rede mehr sein; jedes Verbrechen der Frau, auch ein solches gegen die Ehe selbst, gehörte vor die öffentlichen Gerichte des Staates. Was aber die Hauptsache war, die Frauen behielten ihr eigenes Vermögen, nicht nur dasjenige, welches sie bei Eingehung der Ehe besaßen, sondern auch was sie während der Ehe erwarben. Ja nicht einmal die Zinsen davon kann der Mann beanspruchen, und die Verwaltung über dasselbe steht nicht ihm, sondern einem besonderen Verwalter (Procurator) zu.[17])

Die freie Ehe, welche schon seit der Zwölftafelgesetzgebung hie und da eingegangen wurde, fand seit den punischen Kriegen bei den Frauen immer mehr Anklang und gewann schließlich das Uebergewicht. Sie war, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, eine Folge der schon in den älteren Zeiten vorhandenen freien socialen Stellung, die von selbst dazu drängte, die vom formalen Rechte

gebotene Handhabe zum Eingehen einer solchen Ehe zu benützen. Als sie einmal Eingang gefunden, führte sie allerdings in Verbindung mit dem zunehmenden Luxus zu jenem Zustand in der Kaiserzeit, der als die Emancipation der Frauen bezeichnet wird, d. h. zu jenem Zustand, in welchem sich die Frau nichts mehr um Mann und Familie kümmert. Aber die Sittenlosigkeit war nicht die Ursache der Einführung dieser Ehe, die vielmehr in den älteren socialen Verhältnissen und Rechtsbegriffen ihre Wurzel hatte.

Am meisten zeigt sich die Einwirkung der freien Ehe in der Leichtigkeit der Ehescheidung. In der strengen Ehe hatte nur der Mann ein Scheiderecht; in der freien Ehe hatte die Frau ganz dasselbe Scheiderecht wie der Mann; doch zeigte sich zwischen der früheren und späteren Zeit ein Hauptunterschied darin, daß in der früheren Zeit nur solche Scheidungen vorkamen, welche wohl begründet waren, in der späteren Zeit aber die grundlosen Ehescheidungen sich häuften. Seneca sagt, es gebe Frauen, die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach ihren Männern zählten; beim Heiraten, meint er, trügen sie sich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden mit Heiratsgedanken,[18]) und Juvenal sagt, manche Frauen ließen sich schon wieder scheiden, wenn die grünen Zweige noch nicht abgewelkt seien, die beim Einzuge der Neuvermählten die Hausthür schmückten, und brächten es so zu acht Männern in fünf Jahren.[19]) Martial spricht sogar von einer Frau, die es in 30 Tagen zu ihrem zehnten Mann gebracht habe. Mögen dies auch nur scherzhafte Uebertreibungen der Satiriker sein, so steht es doch anders mit dem Zeugnis des heiligen Hieronymus, der versicherte, daß in Rom eine Frau lebte, die an den dreiundzwanzigsten Mann verheiratet und selbst dessen einundzwanzigste Frau gewesen sei.

Die Scheidung war in der freien Ehe vollständig formlos, bis Augustus verordnete, daß fortan eine Erklärung vor 7 Zeugen erforderlich sein sollte.

Die Folge der Leichtigkeit der Ehescheidung war, daß den römischen Herrn die Lust zum Heiraten verging und die Ehelosigkeit immer mehr überhand nahm.

Wir haben also gesehen, wie die freie sociale Stellung der römischen Frau schon in früher Zeit auf die Gestaltung der Ehe und der ehelichen Rechte Einfluß gewann, wie aus der patriarchalischen Raubehe zuerst eine religiöse, dann eine Kauf- und Kontraktehe und hiernach eine Probeehe wurde und wie aus dieser letzteren die freie Ehe sich gestaltet hat. Es ergab sich zugleich aus dieser Entwickelung, daß diese letztere nicht eine Folge des eingerissenen Luxus war, sondern umgekehrt, daß sie, nachdem sie sich einmal aus den gesellschaftlichen und rechtlichen Begriffen der Römer herausgebildet hatte, zu einem Mittel zur Beförderung und Steigerung des Luxus und der Sittenlosigkeit wurde und jene Emancipation hervorrief, die sich in Vernachlässigung des Hauses und der Wirtschaft, in üppigen Gastmählern und Schwelgereien und in anderen Dingen zeigte, von denen die Satiriker zum Teil sehr übertriebene Schilderungen entworfen haben. Wir brauchen es nicht wörtlich zu nehmen, wenn Martial sagt, daß Telesilla in 30 Tagen schon den zehnten Mann geheiratet habe, oder wenn Lukian von einem Mahle mit Frauen berichtet, welches mit einer großen Schlägerei und mit Abbeißen von Fingern und Nasen geendet habe. Solchen Schilderungen gegenüber ist auf die vielen Beispiele von ehelicher Treue und Hingebung aufmerksam zu machen, die uns gerade aus der Zeit enthalten sind, die sonst als die der ausschweifendsten Sinnlichkeit geschildert wird.[20])

Es möchte vielleicht einiges Interesse bieten, diesen und andere in meinem Vortrage berührte Punkte weiter auszuführen; allein dies ist durch die einem solchen Vortrage vergönnte Zeit ausgeschlossen. Daher mögen Sie mir gestatten, dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß das Wenige, das ich Ihnen bieten konnte, Ihre Zufriedenheit gefunden haben möge.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1]) So Baron, Die Frauen im römischen Recht, Nord und Süd, 1886, S. 53 ff. Vgl. dazu meine Rezension in Bursian-Müllers Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Altertumswissenschaft LX (1889, III.) S. 207 ff. Vgl. überhaupt über die betreffende Materie A. Roßbach, Unters. über die röm. Ehe, Stuttgart 1853 und Röm. Hochzeits- und Ehedenkmäler, Leipzig 1871 und O. Karlowa, die Formen der römischen Ehe und Manus, Bonn 1868.

[2]) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Leipzig (Hirzel) 1888, 1889, 1890, 6. Aufl. Siehe insbesondere I, S. 475 und S. 511, sowie III, S. 6.

[3]) So u. a. Juvenal, Petron, Seneca.

[4]) Iliade XXIII, 704 u. 705.

[5]) Eduard Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts, Leipzig, Fues Verlag, 1875[2] S. 56 ff.

[6]) Auch wenn man die Sage von Coriolan mit Mommsen für ein plebejisches Einschiebsel ungefähr aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts d. St. hält (Hermes IV, S. 25), so ist sie immer noch für uns beweiskräftig. Vgl. übrigens auch Schwegler, Röm. Gesch. II, 377 und meine Besprechung der Coriolansage in meinen Forschungen über „Latium und Rom", Leipzig, Teubner 1878, S. 38 ff. Ueber die Stellung der römischen Frauen in der Sage vgl. überhaupt Ihering, Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, 4. Aufl., Leipzig 1888 (Breitkopf und Härtel).

[7]) Zu dieser Erklärung der Ursachen, welche meiner Ansicht nach das Oppische Gesetz hervorgerufen haben, bin ich allerdings erst durch Combination gelangt. Die lex Oppia ist nämlich bei Livius nicht an der Stelle, wo sie der Zeit nach hingehört (also etwa Liv. XXIII, 32 — XXIV, 9), sondern erst bei Gelegenheit ihrer Aufhebung durch die lex Valeria, Liv. XXXIV, 1, und zwar unter folgendem Wortlaut angeführt: Tulerat eam M. Oppius tribunus plebis Q. Fabio T. Sempronio consulibus, in medio ardore Punici belli, ne qua mulier plus semunciam auri haberet nec vestimento versicolori uteretur, neu juncto vehiculo in urbe oppidove aut propius inde mille passus nisi sacrorum publicorum causa veheretur. Da nun an der Stelle, wo der Zeit nach bei Livius das Gesetz hätte

erwähnt werden müssen, von demselben nicht die Rede ist, ist man darauf angewiesen, die dort sonst noch berichteten Ereignisse genauer anzusehen, um zu prüfen, durch welche Ursachen ein so wichtiges Gesetz beschlossen werden konnte. Das Oppische Gesetz hatte freilich ein greifbares Ziel vor Augen, nämlich die Verwendung des ganzen Nationalreichtums zu den Zwecken der Landesverteidigung in der höchsten Gefahr. So wissen wir, daß ungefähr um dieselbe Zeit, oder auch ein wenig später, auch die Mündel- und Wittwengelder ohne Weiteres der Staatskasse (allerdings unter Garantie des Staates) aus Patriotismus übergeben wurden, und die Centurionen und Reiter im Heere auf ihren Sold verzichteten.

Sollte es zu einer solchen Zeit des allgemeinen Opfermutes allein bei den verheirateten Frauen eines Gesetzes bedurft haben, um sie zu veranlassen, ihr Geschmeide der Staatskasse leihweise — denn nur darum konnte es sich handeln — zu überlassen, zumal da uns sonst so unzweifelhafte Beweise von dem Patriotismus der römischen Frauen berichtet werden? Oder wenn man überhaupt alles im Staate vorhandene Geld der Staatskasse zuwenden wollte, wie kam man dazu, ein besonderes Luxusgesetz bloß gegen die Frauen zu erlassen, warum gab man nicht vielmehr ein allgemeines Luxusgesetz, wie dies später der Fall war, wo überhaupt *alles* in den Händen von *Männern* wie Frauen befindliche Silber und Gold über einem bestimmten Betrag abgeliefert werden sollte (Liv. XXVI, 36, 3)? Aus rein allgemeinen staatsfinanziellen Gründen kann man sich daher ein *besonderes* Luxusgesetz gegen die *Frauen* nicht erklären.

Es muß daher eine besondere greifbare Veranlassung vorgelegen haben, dem Luxus der Frauen gerade jetzt entgegenzutreten. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint eine solche ausgeschlossen, da sich nach der Schlacht bei Cannä die Frauen in tiefster Trauer befanden und in einer solchen Zeit keine Veranlassung zu Luxus sich bieten konnte. Denn es gab in dieser Zeit in Rom wohl keine Frau, die nicht entweder um einen Sohn oder Bruder oder sonstigen Anverwandten Trauer anzulegen hatte (Liv. XXII, 56), und da sollte es nötig gewesen sein, das Tragen von Purpurgewändern zu verbieten? Diese Frage läßt sich erst beantworten, wenn die damaligen Verhältnisse genauer besehen werden. Es wird uns nämlich (Liv. XXII, 56) berichtet, daß in Rom nach der Schlacht bei Cannä allgemeine Trauer herrschte, zugleich aber hinzugefügt, daß die Trauer so allgemein war, daß die Götterfeste darunter Not litten, und daß insbesondere das von den Frauen immer mit besonderer Pracht gefeierte Fest der Ceres diesmal nicht begangen werden konnte: Tum privatae quoque per domos clades vulgatae sunt, adeoque totam urbem opplevit luctus, ut sacrum anniversarium Cereris intermissum sitquia nec lugentibus id facere est fas nec ulla in illa tempestate matrona expers luctus fuerat. Die Begehung des Festes der Ceres war also nach religiösem Brauche nicht gestattet, da Freudenfeste überhaupt in Trauer nicht begangen werden durften. Das hier genannte Fest der Ceres ist übrigens nicht das vom 19. April, da die Schlacht von Cannä später fällt; sondern ein anderes nach dem 2. August gefeiertes Fest derselben Göttin. Da nun die Trauer um Eltern und Kinder sonst 10 Monate dauerte (ein zehnmonatliches Jahr, s. Livius II, 7, 4, und

Digitized by Google

dazu Weissenborn zu der St. und Mommsen Chron. S. 49), so wäre für diese ganze Zeit die Begehung sämtlicher Feste ausgeschlossen gewesen. Daher wurde durch Senatsbeschluß die für die Trauer bestimmte Zeit auf einen gewissen Zeitraum beschränkt, nach Livius auf 30 Tage, oder, was wahrscheinlicher ist, auf 100 Tage, wie Festus berichtet. Liv. XXII, 56, 5: Itaque ne ob eandem causam alia quoque sacra publica aut privata desererentur, senatus consulto diebus triginta luctus est finitus. Festus bei Paul. Diaconus p. 97, (Müller) sagt: Graeca sacra festa ex Graecia translata, quae ob inventionem Proserpinae matronae colebant, quae sacra, dum non essent matronae quae facerent propter cladem Cannensem et frequentiam lugentium institutum est, ne amplius centum diebus lugeretur. Bis zum Ablauf dieser Zeit konnten also keine supplicationes und gratulationes stattfinden, und daß diese sonst von den Frauen immer mit dem größten Pomp und Luxus begangen wurden, sehen wir nicht nur aus den Verhandlungen über die Abschaffung der lex Oppia bei Livius (XXIV, 3 u. 8 ff.), sondern auch aus Polybius (XXXII, 12, der mitteilt, daß die Gemahlin des Siegers von Zama und Schwester des Siegers von Pydna bei religiösen Aufzügen durch ihren persönlichen Schmuck, ihren Wagen, ihr silbernes und goldenes Opfergerät die neidische Bewunderung der weniger Reichen auf sich zog.

Es liegt demnach sehr nahe, anzunehmen, daß die römischen Frauen, als die öffentliche Trauer aufgehoben war, bei den infolge davon wieder eröffneten religiösen Feiern einen gewissen Luxus entfalten wollten, während es doch jetzt wünschenswert war, wenn alles vorhandene Geld auf den Krieg verwendet wurde. Dies ist bei Livius (XXXIV, 6, 14 ff.) nicht undeutlich in den Worten ausgesprochen: Cautum erat quo ne plus auri et argenti facti, quo ne plus signati argenti et aeris domi haberemus —: tali tempori in luxuria et ornatu matronae occupatae erant. Diesem Luxus glaubte man, da er sich auf religiöse Gründe berufen konnte, nur mit einem Gesetze Einhalt thun zu können.

[8]) Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Denn zwei Tribunen hatten gegen den Antrag Einspruch erhoben, und solange dieser nicht beseitigt war, konnte der Antrag nicht zum Gesetze erhoben werden. Deshalb zogen am anderen Tage die Frauen in noch größerer Anzahl vor die Wohnungen der beiden Tribunen und ruhten nicht, bis diese ihren Widerspruch aufgaben.

[9]) Manche erklären diese Sitte aus der Rücksicht auf die Vermeidung der schlechten Vorbedeutung, die sich ergab, wenn die Frau beim Überschreiten der Schwelle zufällig strauchelte oder zu Boden fiel.

[10]) Es scheint, daß die Sage von Weiberraub auf eine alte sabinische Sage zurückgeht, also vorrömischen Ursprungs ist. Denn dieselbe kehrt bei Livius mehrmals in verschiedener Form wieder, wird aber konstant an die Sabiner angeknüpft.

[11]) Früher deutete man den Ring als Symbol der Gattenliebe. Allein diese Deutung ist jetzt als unrichtig erwiesen (s. Baron, Die Frauen im römischen Recht, S. 71 a. a. O.). Denn der Ring kommt

Digitized by Google

in Rom bei allen Käufen vor, bei welchen der Kaufgegenstand nicht sofort übergeben und der Kaufpreis nicht sofort bezahlt wird; es soll mit demselben die Versicherung symbolisch angedeutet werden, daß der Kauf auch wirklich zustande kommen werde; auch ist er hiebei, wie bei der Verlobung, nicht von Gold, sondern von Eisen. Erst in der späteren Kaiserzeit wird bei der Verlobung aus dem eisernen Ring ein goldener. Im Mittelalter kam bei den meisten Nationen zu dem Verlobungsring, der aber nicht obligatorisch war und von beliebiger Form sein konnte, noch der Trauring, und erst gegen das Ende des Mittelalters kam der Ringwechsel auf. Von dem römischen Brauche ist nur die Sitte beibehalten worden, den Ring allein am vierten Finger der linken Hand zu tragen.

[12]) Savigny, Über die erste Ehescheidung in Rom, Vermischte Schriften Bd. I., Berlin 1850, S. 81 ff.

[14]) Dig. 23, 2, 1 omnis divini et humani iuris communicatio.

[15]) Instit. 1, 9, 1 viri et mulieris coniunctio individuam vitae consuetudinem continens.

[16]) Friedländer I[6], S. 490, wo noch eine Reihe anderer Beispiele aufgezählt wird.

[17]) Über diese Procuratoren und ihre bisweilen sehr intimen Beziehungen zu den Frauen s. Friedländer I[6], 468 ff. Vgl. auch meine Griechischen und Römischen Privataltertümer, Breslau, Köbner, 1887, S. 217.

[18]) Seneca, De beneficiis III, 16, 2.

[19]) Juvenal, 6, 223.

[20]) Zahlreiche Beispiele edler Frauen sind nicht nur bei römischen Schriftstellern erwähnt (Suetonius, Plinius der jüngere), sondern auch auf vielen Inschriften erhalten, welche die innige Liebe bezeugen, welche die Ehegatten im Leben verband. Auch hat man mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß in einer ganz allgemein sittlich korrumpierten Welt das Christentum schwerlich hätte Boden gewinnen können.

Digitized by Google

Sammlung von Vorträgen

gehalten im

Mannheimer Alterthums-Verein.

Vierte Serie.

Mannheims Handel
im 17. und 18. Jahrhundert.

Zwei Vorträge

gehalten von

Bank-Director **Wilhelm Zeiler.**

Mannheim, April 1892.
Verlag von Tobias Loeffler (H. Werner)
Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Druck von Max Hahn & Comp., Mannheim.

I. Theil.

Der eigentliche Handel, d. h. der Großhandel beginnt bekanntlich erst mit den Kreuzzügen. Dort, wo die Schaaren der Kreuzfahrer zusammenströmten, und an den von ihnen durchzogenen Straßen entstand zuerst ein reger Handelsverkehr. Die Kreuzfahrer und deren großer Troß bedurften vielerlei Sachen, und brachten dagegen bei der Rückkehr mancherlei mit, was bei uns noch wenig bekannt war. Dadurch wurden selbst kleinere Kaufleute angeeifert, ebenfalls ferne Länder zu besuchen, um von dort alle die kostbaren Sachen, orientalische Teppiche, Stoffe, Schmucksachen, Waffen, Gewürze, fremde Weine u. s. w. in größeren Massen zu holen.

Am üppigsten blühte zu jener Zeit der Handel in den italienischen Städten. Genua und Venedig hatten nicht nur einen Groß-Handel, sondern auch schon eine blühende Industrie. So bestand ja unter Anderem die erste Zuckerraffinerie in Europa in Genua. Auch das Bankgeschäft entwickelte sich dort sehr früh, daher haben wir bekanntlich bis auf den heutigen Tag im Handel noch viele italienische Anklänge, wie auch unsere doppelte Buchführung häufig die italienische genannt wird. — In Deutschland hingegen entwickelte sich der Handel unter weit ungünstigeren Verhältnissen, und zunächst auch minder großartig. Große, d. h. europäische Bedeutung erlangten eigentlich nur die „Hansa", sowie die Städte Augsburg und Nürnberg. Natürlich trieben daneben noch viele andere Städte Handel im Großen, doch war er zumeist von localer Bedeutung. Bedeutenden Einfluß hatten auch selbstredend die

Digitized by Google

Handelsstraßen; so die zum Orient führende, wodurch Regensburg, Passau und Wien Handelsstädte wurden. Die Straße gegen Norden trug zum Blühen von Frankfurt a. M. und Erfurt bei u. s. w. — Eine andere, sehr wichtige Verkehrsstraße, namentlich für schwere Waaren bildeten die Flüsse, und in unserer Gegend, wie auch heute wieder, spielte der Rhein eine bedeutende Rolle. An ihm lag schon damals eine stattliche Anzahl handeltreibender Städte; nicht allein Basel, Straßburg und Cöln waren wichtige Plätze, sondern auch Speyer, Worms und Mainz wurden als Handelsstädte genannt. Das Stapelrecht hatten Speyer, Mainz und Cöln z. B. schon im Jahre 1250. Da die Wasserstraße zu jener Zeit gewiß noch eine weit höhere Bedeutung hatte, als dies jetzt der Fall ist, so ist es begreiflich, daß ein Fürst, wie Churfürst Friedrich IV., auf den Gedanken kam, eine Lage, wie diejenige Mannheims, an zwei Flüssen auszunützen, und so erhob er das bisherige Dorf Mannheim, wie bekannt, am 17. März 1606 zur Stadt.

Mannheim spielte übrigens in mercantiler Hinsicht schon einige hundert Jahre früher eine gewisse Rolle; denn schon 1367 existirte daselbst ein pfälzer Zollschreiber, der die Erhebung und Verrechnung der Rheinzölle besorgte. Auch im 15. Jahrhundert wird dann ein Zollamt in Mannheim erwähnt, das in der Nähe der Burgen Rheinhausen und Schloß Eichelsheim lag, also zu Mannheim gehörte. — Eine Kellerei von Bedeutung befand sich ebenfalls schon vor Erhebung Mannheims zur Stadt an diesem Platze, was auch Johann Goswin Widder in seiner Beschreibung der Churfürstl. Pfalz am Rheine 1786 erwähnt. Er sagt nämlich: „Es währte diese Kellerei einige Jahrhunderte hindurch (er spricht von Rheinhausen und Dornheim) und war mit eigenen Empfängern bestellt, bis man derselben Gefälle der Mannheimer Zollschreiberei einverleibte, von der sie noch heutigen Tages erhoben und in der noch beibehaltenen Benennung verrechnet werden." Indeß blieb Mannheim an sich stets noch ein Dorf und war lediglich wegen des festen Kastells am Rheine, woselbst der Zoll erhoben wurde, bekannt.

Digitized by Google

Wenn auch der Hauptzweck der Anlage der Stadt, resp. Festung Mannheim war, einen festen Punkt am Ausflusse des Neckars in den Rhein zu gewinnen, und dadurch die Herrschaft der Churpfalz über diese Flüsse und die dort erhobenen Zölle zu befestigen, so hatte doch wohl Churfürst Friedrich auch die bestimmte Hoffnung, einen Theil des Handels am Rheine heranzuziehen. Dies beweisen schon die Privilegien, welche Mannheim verliehen wurden. Heißt es doch schon in Artikel I „sie sollen so frei wohnen und handeln, als in Holland oder in einigen anderen freien Ländern der Welt." In Artikel II heißt es: daß „die in den nächsten 30 Jahren nach Mannheim werden wohnen kommen, an allen Churfürstl. Rhein- und Land-Zöllen mit ihren Gütern frei passiren sollen." — In Artikel VII: „Es sollen, da Mannheim für den Kaufhandel gut gelegen ist, unterschiedlich Wochen- und Jahrmärkte eingerichtet, auch ein Marktschiff auf Wormbs, Oppenheim, Mentz, Speyer, Straßburg und Anders wohin angeordnet werden." In Artikel XI heißt es: „Die Tuchmacherei soll durch Errichtung von Walkmühlen gefördert werden" u. s. w. — Man sieht, es wurde bei der Gründung der Stadt auf den Handel Werth gelegt, und man that nach den Gebräuchen der damaligen Zeit das Möglichste zu dessen Hebung. — Die Haupthandelsartikel jener Zeit waren, (was ebenfalls aus den Privilegien zu ersehen ist), wie auch heute Tabak, Hopfen, Korn, Mehl, Holz, Heu, Wolle, Häute, Bier und Wein. Letzterer wurde damals, nach Allem, was man darüber in den Chroniken finden kann, sehr viel um Mannheim herum gebaut, namentlich in den Schwetzinger Gärten und über dem Neckar; er wird wohl von ähnlicher Qualität gewesen sein, wie der den alten Mannheimern noch erinnerliche „Gartenwein", um den unsere Vorfahren zu beneiden wir gewiß keine Ursache haben.

Die Stadt war kaum gebaut, so begann mit all' seinen Schrecken der dreißigjährige Krieg. Zum ersten Male wurde die Stadt 1622 durch Tilly zerstört. Daß sich in dieser Schreckenszeit, in welcher der Handel von ganz Deutschland ruinirt wurde, in Mannheim kein Handel entwickeln konnte, ist begreiflich. — Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges zur Regierung gelangt, bestätigte

Digitized by Google

und erweiterte Carl Ludwig die Privilegien Mannheims, stellte die Festungswerke wieder her und erbaute in der Friedrichsburg ein Churfürstliches Schloß. Das Land und die Stadt Mannheim erholten sich allmählig wieder. Die Bevölkerung nahm zu und der Handel fing an sich wieder zu regen. Wie überall in jener Zeit trieb auch da der größte Theil der Bevölkerung Landwirthschaft, und es bestand der Handel hauptsächlich im Verkauf der selbst erzeugten Früchte; es wurden jedoch außer den gewöhnlichen Feldfrüchten schon 1660 die auch damals schon so genannten Handelsgewächse, als Tabak und Hopfen, besonders stark angebaut. Der Tabak, in der officiellen Sprache „Tobac" genannt, spielte eine große Rolle und bildete einen Haupt-Gegenstand des Handelsverkehrs nach Württemberg und Baiern. 1685 ist die Production und der Handel in Tabak ein so bedeutender, daß man den Tobac, behufs der Bestreitung einer außerordentlichen Abgabe, (was nebenbei gesagt sehr häufig vorkam), mit 10 Kreuzern per Zentner Steuer belegen konnte. Im Vergleiche mit der Gegenwart, wo der Zentner 22 Mk. 50 Pfg. kostet, ist die Steuer mehr wie bescheiden; aber auch schon damals erregte sie Unwillen. 1684 mußte schon der Tabak an den Thoren gewogen werden, da der Tabaks-Handel zu groß sei. Auch in den Privilegien vom 20. Febr. 1690 wird des Tabak's Erwähnung gethan, und Verschiedenes angeordnet, „damit er besser in Flor gebracht werden möchte."

Fabricirt wurde in jener Zeit: Gesponnener Tobac, Wüllentuch, Grain wie allerlei Zeug, Leinentuch, Wüllen von Leinengarn, gehechelter Flachs und Hanf, gekämbte und gesponnene Wolle, gegerbt und bereit Leder, Rüb- und Nußkuchen und Mehl. Es gab Wind-, Roß- und Wassermühlen. Schon in jener Zeit herrschte entschieden der Drang vor, mit der Außenwelt in lebhafter Berührung zu bleiben. Damals, wie heute, brachte dies die eigenthümliche Zusammensetzung der Bevölkerung hervor, welche aus Bürgern aller Herren Länder bestand, und auch heute besteht. Man reiste, wie es scheint, schon in jener Zeit viel in Mannheim. So, wie wir lesen, nach Holland, Frankreich, nach der Schweiz und nach Italien. Natürlich ging das zu der Zeit nicht so schnell und mit

Digitized by Google

dem raffinirten Comfort, wie heutzutage. Es bedurfte aber auch damals nicht der Eile und Hast wie jetzt. Höchst idyllisch waren die Postverhältnisse, die unserer jetzigen, man kann sagen, nervös thätigen Kaufmannschaft geradezu unbegreiflich sein mögen. Obgleich z. B. die nächste Poststation der großen Route Cöln-Frankfurt a. M.-Basel Neckarhausen war, wurden die Briefe 1663 nur wöchentlich einmal durch den Schulmeister Lamertz nach Mannheim gebracht. Alle 14 Tage kömmt eine hochdeutsche Zeitung von Heidelberg hierher, welche auf dem Rathhause aufgelegt wird. Das waren die Anfänge der Post in Mannheim! — Fünf Jahre später war allerdings schon verfügt, daß die Briefe zweimal wöchentlich von Neckarhausen zu bringen seien, daß aber dafür kein höherer Lohn an Lamertz bezahlt werden soll. Da dieser in Folge dessen abdankt, was ihm wahrlich nicht zu verübeln ist, wird Nicolaus Ludin als Briefbote engagirt, der jedoch ebenfalls in Folge schlechter Bezahlung den Posten abgibt. Ein Briefträger zu sein, scheint auch schon in früherer Zeit ein wenig lucratives Geschäft gewesen zu sein. 1668 beginnt ein epochemachendes und den Handel tief berührendes Institut sich Bahn zu brechen. Es wird eine Ordinarifuhr nach Heidelberg und 1670 von einem Kutscher Rieß eine solche nach Frankfurt a. M. eingerichtet, welche wöchentlich einmal mit Post und Personen dorthin fahren. 1673 war außerdem noch Fahrgelegenheit über Worms nach Frankfurt a. M. 1679 nach Speyer und sogar zweimal wöchentlich nach Frankfurt a. M.!

Weitere Verbindungen wurden durch Boten und Marktschiffe auf dem Rhein vermittelt. Im Innern bewegte sich der Handel vorzugsweise auf dem Markte und in den Schrannen. Eine Marktordnung wurde schon 1680 erlassen; der Wochenmarkt fand auf dem Marktplatze statt. Handel und Verkehr blühten nach damaligen Begriffen, bis abermals eine Katastrophe über die unglückliche Pfalz hereinbrach, der Orleans'sche Krieg mit den Brandschatzungen und der schließlichen Zerstörung Mannheim's am 5. März 1689. Die 1692 wieder erstandenen Häuser, 100 an der Zahl, wurden schleunigst von den Franzosen wieder in Brand gesteckt.

Digitized by Google

Inzwischen arbeitete man von Heidelberg aus an dem Wiederaufbau der Stadt Mannheim. 1690 wurden die Privilegien erneuert, wobei die Zoll- und Accise-Freiheit aufrecht erhalten blieb. In Bezug auf Handel und Verkehr wurde außerdem bestimmt, daß die früheren Wochen- und Jahrmärkte wieder abgehalten, die Marktschiffe nach Worms, Mainz, Speyer und Straßburg, sowie die berühmten Ordinari nach Straßburg, Frankfurt und Heidelberg gehen sollten. Die Errichtung einer Niederlage von Kaufmanns-Waaren bezweckte eine Hebung des Tabakbaues und Handels. Die Handels- und sonstigen Verhältnisse Mannheims waren trostlos; so war z. B. die Stadt gezwungen, um sich Geld zu verschaffen, den silbervergüldeten Pokal, welchen sie bei Errichtung des Neckarthors verehrt erhalten hatte, zu fl. 61.30 zu verkaufen und Gelder von einem Bürger gegen Verpfändung einer güldenen Medaille zu leihen. Ein Beweis, daß das Schuldenmachen für Städte in jener Zeit etwas schwieriger war, als jetzt, denn ihre Anleihen waren in jener Zeit nicht so begehrt, wie heutzutage! — Allerdings war das Budget auch kein glänzendes. Ein Beweis des zerrütteten Zustandes der Stadt ist, daß sich die Ausgaben im Jahre 1692 auf fl. 502.51 kr. beliefen. Kirchen und Schulen gab es keine mehr. Im Jahre 1697 noch betrugen die Ausgaben der Stadt fl. 640.28 kr. und erst mit dem Jahre 1698 scheinen gesundere Verhältnisse eingekehrt zu sein; denn in diesem Jahre stellten sich die Einnahmen wieder auf fl. 5479.26 kr. und die Ausgaben auf fl. 5861.53 kr., obgleich das damalige Mannheim nur aus dem sogenannten Neu-Mannheim bestand, gebildet aus einer Anzahl Hütten auf dem jenseitigen Neckarufer. Natürlich kann von Handel oder gar Industrie in dieser traurigen Epoche keine Rede sein! Herrscher über die Pfalz zu jener Zeit war Churfürst Johann Wilhelm, dessen Residenz jedoch Neuburg oder Düsseldorf war.

Der Bestand des oben erwähnten Neu-Mannheim, über dem Neckar, währte bis zum 14. März 1698, an welchem Tage durch ein Regierungsreskript der Wiederaufbau der Stadt angeordnet wurde, in der Hoffnung, daß das 18. Jahrhundert ihr wieder Glück und Segen

Digitized by Google

zurückbringen würde. Am 16. März 1700 konnte der Rath den Bürgern befehlen, ihre Hütten abzubrechen, und die Stadt zu beziehen, welche wieder auf 500 Bürger angewachsen, nach einem Plane des General von Coehorn, wonach die Friedrichsburg wegfiel, gebaut worden war. Zu jener Zeit kostete ein Malter Korn fl. 1.45 kr., die Maaß Wein 4 kr., das Pfund Rindfleisch 4 kr. 2 Pfg., was wieder als sehr billig bezeichnet wurde. 1701 wurde dann feierlichst der Grundstein zum Rathhaus gelegt, ein Armesünderhäuslein und eine Strafanstalt gebaut, so wie etwas später verschiedene Kirchen. Mannheim wuchs wieder empor, der Handel regte sich und sogar die Industrie begann sich zu entwickeln, denn im Jahre 1700 wurde eine Salpeter-Siederei privilegirt, die wir als Ahne unserer hoch entwickelten chemischen Industrie betrachten können, und 1701 errichtete Bontemps eine Porzellanfabrik. Er erhielt ein Privilegium für die Pfälzer Lande.

Im Jahre 1707 wurde dann ein Jubelfest, verbunden mit einem öffentlichen, freien Jahrmarkt gefeiert, zum Andenken an die 100jährige Erhebung Mannheims zur Stadt, wobei es sehr opulent herging mit Feuerwerk, Illumination, Festzügen, Freischießen u. s. w., bei welch' letzterem die Judenschaft „zur Bezeugung ihrer Freude und Devotion" 2 silberne Becher und eine vergoldete Schale, die Stadt einen goldenen Becher stiftete. Dies sei nur angeführt als Beweis, wie das Geld wieder reichlicher vorhanden war. Um diese Zeit gab es 4 Apotheken, die aber, wie dies heute noch in abgelegeneren Gegenden und in der Schweiz der Fall ist, mit allem Möglichen und Unmöglichen handelten, und deren Schilder zum Pelican, Einhorn, Goldenen Löwen und Schwarzen Bären lauteten. Schlimmere Zeiten folgten aber neuerlich für Mannheim, wodurch es am weiteren Aufblühen verhindert wurde. Die Franzosen beschossen 1713 die Rheinschanze und Mannheim, brannten jene nach deren Einnahme ab, womit man überhaupt damals schnell bei der Hand war, und nur der Friede von Rastatt rettete die Stadt vor dem Verderben. Zu jener Zeit kostete das Korn, welches 1700, wie schon erwähnt,

Digitized by Google

fl. 1.45 kr., im Jahre 1702 fl. 2.30, 1707 fl. 3.— im Preise war, fl. 5.—; allerdings stieg dieser im Jahre 1709 schon auf fl. 6.—. Man sieht, die Conjuncturen, welche sich jetzt der Mannheimer Fruchthandel so sehnlichst wünscht, waren damals reichlich vorhanden, allerdings nicht zum Nutzen der Allgemeinheit, die unter diesen Theuerungen schwer litt. Johann Wilhelm starb am 8. Juni 1716. Sein Nachfolger war Churfürst Carl Philipp, unter dem Mannheim Residenz wurde. Die Grundsteinlegung zum Schlosse fand am 2. Juli 1720 statt. Am 14. November verlegte der Churfürst seinen Aufenthalt von Schwetzingen nach Mannheim in den Neubau R 1, 1, jetzt Casino. Mit dem Landesherrn kam der gesammte Hofstaat, was natürlich die Physiognomie Mannheims gänzlich veränderte. Man fand begreiflicher Weise in der neuen Stadt, die so Vieles durchgemacht und gelitten hatte, nicht Alles, wie es und namentlich in einer Residenz sein sollte, obgleich man nicht gerade verwöhnt war.

Man verlangt, daß die Straßenpolizei besser gehandhabt werde, namentlich sollen keine todten Hunde, Katzen und Schweine auf die Straßen geworfen werden; lebende Schweine, deren Freiheit in den Straßen erst viel später verboten wird, geniren nicht; die Häuser sollen visitirt, die Höfe sauber gehalten und mit Aborten versehen werden u. s. w. — Es muß demnach ziemlich „natürlich“ in Mannheim zugegangen sein. Elf neue Wirthshäuser wurden concessionirt; ferner Kaffeehäuser; man läßt aber auch den Wirthen eröffnen, daß sie nicht die Zeche zu hoch machen dürften! Wir sehen, die hohe Obrigkeit gab auch in gutem Sinne auf den Geldbeutel der Bürger Acht. Um diese Zeit kamen auch die Portechaisen auf, die später nach Art unserer Droschken Tarife bekamen und organisirt wuden; nebenbei bemerkt betrugen die Gebühren 10 bis 14 Kreuzer, in der Nacht 16 bis 20 Kreuzer.

Die Uebersiedelung des Hofes brachte Gewinn neben den Handwerkern natürlich in erster Linie den Kaufleuten, da mit dem Zuzug die Bedürfnisse wuchsen und Manches herbeigeschafft werden mußte, woran man früher nicht gedacht hatte. Das traf für den

Digitized by Google

Detailhandel zu; aber auch dem Engroshandel suchte die Regierung aufzuhelfen. Laut Schatzungs-Renovation vom 1. Mai 1719 betrug die Steuer für Kaufleute I. Classe fl. 500.—, II. Classe fl. 300.—, III. Classe fl. 150.— und auf dem Lande fl. 50.—. Das Jahr 1728 ist für den Mannheimer Handelsstand insofern von hoher Bedeutung, als sich in diesem Jahre die Handelszunft bildete. Carl Philipp „begnadete", wie es in der im Alterthums-Vereine befindlichen Urkunde heißt, unterm 23. August die Handelsleute und Krämer in Mannheim mit einer Zunft-Ordnung. Jeder war aufnahmefähig, der als Christ und ehrlicher Bürger passiret, und in die Casse zahlt, was die Mehrheit beschließt. Jeder neu Aufzunehmende mußte Mannheimer Bürger sein, sein Herkommen und ehrliche Geburt ausweisen. Die Stadtrathsverwandten, Zunftmeister und 6 alte Zunftgenossen, die Senioren, beschließen über Aufnahme. Die Aufnahmsgebühr war fl. 25 für Landeskinder, fl. 50 für Auswärtige. Die Zunftgenossen mußten sich als ehrliche Handelsleute betragen, durch Banquerott und Verbrechen ging man des Zunftrechtes verlustig. Selbstverständlich war das Verhältniß der Gesellen und Lehrlinge geordnet. Die Lehrzeit betrug in der Regel 2 Jahre; wir sind also später darin zurückgegangen, denn noch vor kurzer Zeit mußte man 4 Jahre lernen. Man durfte als ausgelernter Kaufmann, wie die Gesellen anderer Zünfte, Waffen tragen und auf der Straße rauchen, was aber auch hin und wieder verboten war. Man hatte 25 Zunftartikel, welchen die Zunftgenossen noch deren weitere 34 zufügten. Diese Artikel wurden jedes Jahr 4 bis 5 mal mindestens verlesen, wobei jeder Zunftgenosse in unterthänigstem Respect und so lange mit entblößtem Haupt sie still, bescheiden und fleißig anzuhören hatte, wie er sich in allen Stücken zu verhalten habe, bei Strafe von 45 Kreuzer. § 2 sagt, daß bei dem Jahrestag jeder Zunftgenosse sich einzufinden habe, wobei er mit sauberer, feiertäglicher Kleidung, einem Paar Handschuhe und einem spanischen Rohre ehrbarlich zu erscheinen hat, bei Strafe von 15 Kreuzer. — Die Senioren müssen in blauen Mänteln erscheinen, bei Strafe von 30 Kreuzer. Auch setzen muß man sich nach

Digitized by Google

bestimmter Vorschrift, sonst kostet es 20 Kreuzer. Bei den Jahrestagen darf nicht unmäßig gegessen und getrunken werden, bei Strafe von 40 Kreuzer. In einem Jahre wurden von den Zunftmeistern und Senioren bei den Sitzungen und bei einem Essen (Jahrestag) im Pfälzer Hof von 47 Mitgliedern aber fl. 601.38 kr. verzehrt, was zum Streite führte. Geschimpft darf auch nicht werden, kostet 15 bis 30 kr. — Fünf Paragraphen beschäftigen sich mit dem Leichenbegängniß der Genossen u. s. w.

Die erste Sitzung fand am 12. August 1728 statt, und wurden zu Zunftmeistern gewählt: die Herren Ferd. Deurer, Paul Ant. Allegro, Phil. Lorenz Schmalz und Antony Brentano; zu Senioren: Andreas Scotti, G. Balthasar Hofmann, Joh. Abr. Weger, Joh. Hch. Weyl, Joh. Poul und Antony Ortelo, „womit dann Jedermänniglich verabschiedet und vor dieses mal in Frieden auseinander gegangen", sagt das Protokoll!

Das Erste, was die Zunft that, war, von den Juden, welche die Krämerei betrieben, einen Beitrag zu den Kosten der Zunftartikel, was fl. 100.— waren, zu verlangen; sie durften aber keine Mitglieder werden. Dann ging man gegen die Hausirer und Fremden vor, die Waaren verkauften, und verlangte Confiscation der letzteren. Im Allgemeinen war die Thätigkeit der Handelszunft eine sehr beschränkte, wie dies auch bei dem Regierungssystem Karl Philipps nicht anders zu erwarten war. Bei den Versammlungen kamen alle möglichen Bagatelle zur Sprache, z. B. daß ein Hofpoet Zucker und Kaffee verkaufe; desgleichen klagte man über den Kammerdiener eines Gesandten, der mit Specereiwaaren handelt; man stritt darüber, ob Jemand, der Wechselgeschäfte mache, ein Handelsmann sei, was 1736 dann als vornehmstes Stück der Handlung erklärt wurde u. s. w., und die bemerkenswertheste That bestand in der Wahl der handelskundigen Mitglieder des Wechselgerichts, die erstmals 1729 vorgenommen wurde. Man wählte hierzu merkwürdiger Weise nach der Religion, nämlich 4 katholische, 2 reformirte und 2 lutherische Mitglieder. — Daß damals auch nicht Alles sofort bezahlt wurde, beweist die Klage der Zunft, daß verschiedene Kaufleute

Digitized by Google

von unterschiedlichen Herrschaften fl. 20- bis 30,000 zu fordern hätten und nicht zu ihrem Gelde kämen. Die Zunft wandte sich dieserhalb an den Churfürsten; man weiß nicht, ob mit Erfolg. Das waren Schattenseiten der Residenz; allein der Hof und die Gastfreundschaft des Churfürsten zog eine große Menge von Fremden herbei, was jedenfalls für die Stadt von Vortheil war. Mannheim wurde überhaupt damals sehr gelobt und es sagt Pöllnitz in einem Briefe, „daß Mannheim von liebenswürdigen Personen beiderlei Geschlechts bewohnt sei, die sich zur Aufgabe machen, die Fremden zu unterhalten." Ferner lobte er das Theater, das vom Adel erhalten sei.

Schon früher bemerkten wir, daß sich der Churfürst lebhaft für den Handel, namentlich für den Großhandel interessirte, d. h. Tabaks-Handel und -Fabrikation und Holzhandel, welche er empor zu bringen suchte. Hauptsächlich Handel trieben zu jener Zeit nach der Germania princeps: Holländer, Engländer, Schweizer und Italiener, die nach Mannheim gezogen waren, sowie die Juden mit den Juden zu Metz, Frankfurt a. M. und Amsterdam.

Mannheim war als Handelsstadt, wie es scheint, allgemein bekannt. Der Rheinische Antiquarius z. B., der 1739 in Frankfurt erschien, eine Art Bädecker aus jenen Tagen, nennt unter Anderem Mannheim „diesen Ort, weil er zur Handlung sehr bequem sei" 2c. und an anderer Stelle: „Alle Manufacturen sind allhier in herrlichem Gang und wurden kürzlich erst im Jahre 1736 auf der sogenannten Mühlau von Ihro Durchlaucht eine weiße Tuch und Leinwand, wie auch Faden, Garn, Zwirn und Lichter Docht Bleiche mit einer Pferde Mandel angelegt". Diese Bleiche wird auch in anderen Büchern als etwas ganz Besonderes erwähnt. Der Churfürst wendete sich auch an den Handelsstand nach Barmen und Elberfeld, um von ihnen Rathschläge über Hebung des Handels zu erhalten (1723). Dies geschah übrigens auch später noch einmal von seinem Nachfolger. 1726 erließ er eine Wechselordnung und setzte ein Wechselgericht ein, gewiß ein verdienstvolles Werk! 1734 wurde der Kaufhausbau begonnen, 1741 ein Mercantilgericht

Digitized by Google

„zum favor des Handels“ errichtet, und später die Rhein- und Neckarschifffahrt organisirt und zwar in der Form der Rangschifffahrt. Die Rangschiffer mußten für den Rang nach Straßburg fl. 2000.— Caution stellen, sonst fl. 1500.—; weßhalb ersteres theurer war, konnten wir nicht erforschen. — Die Rangschiffer waren an bestimmte Taxen gebunden, und mußten regelmäßige Fahrten einhalten. Man sieht, von Oben herunter geschah Vieles in bester Absicht zur Hebung des Handels, leider aber mit wenig Erfolg. — Der Tabakhandel und die Tabakfabrikation waren von jeher ein vorzüglicher Erwerbszweig der Stadt Mannheim gewesen. Beides war frei, durch Privilegien begünstigt und entwickelte sich immer mehr. In Folge dessen dachte die Regierung, die auch schon damals viel Geld gebrauchte, durch eine staatlich dirigirte Tabaksmanufactur, also durch das Monopol, diese benöthigten Mittel leicht aufzubringen, da die privaten Tabakhändler heidenmäßig viel Geld verdienten. Also auch hier giebt es nichts Neues unter der Sonne; aber auch das Ende dieser Manufactur erinnert an die Ereignisse neuerer Zeit. — Ein Spanier, viele sagen ein Schwindler, Don Poncorbo d'Ayala et Guerra wurde Generaldirector der Tabakmanufactur und des Monopols und erhielt den Titel „Commercienrath“ mit fl. 4000 Gehalt (im Jahre 1736). Sonst ziemlich selbstständig, hatte er nur den Auftrag, tüchtige Leute aus Holland zur Fabrikation kommen zu lassen. Er sollte nach dem churfürstlichen Erlaß einen Tabak von guter Qualität, welchen man auch nach anderen Ländern verkaufen könne, fabriciren. Anfangs ging die Sache gut; man erwirkte den Abschluß eines Handelsvertrages mit Württemberg und mit Cöln, man schloß Verträge mit Holländer Banquiers wegen Absatz des Fabrikats, ja man setzte selbst die Straße nach Düsseldorf dieserhalb in Stand und ließ 12 Landkutschen auf dieser Route gehen. Große Gewinne wurden herausgerechnet, und der Don zum Geheimen Rath ernannt. Aber schon nach wenigen Jahren, 1739, zeigte es sich, daß der Geheime Rath Don Poncorbo schlecht gewirthschaftet hatte, und daß statt Gewinn ein bedeutender Verlust sich heraus-

Digitized by Google

stellte. 1737 munkelte man schon über den schlimmen Stand der Manufactur; aber die Regierung nahm Partei für den Generaldirector und ließ einen Lakaien Ernst, der sich mißliebig geäußert hatte, „30 wohlangemessene Prügel“ (laut General-Archiv in Karlsruhe) aufhauen. Der spanische Don, Generaldirector, Geheime und Commercienrath wurde entlassen und klagte seinen Gehalt gegen die Regierung ein. — Das Schicksal dieses Don Poncorbo ist übrigens ein äußerst interessantes. Er scheint den Churfürsten vollständig beherrscht zu haben, denn er führt 1737 als General-Director den Alleinverkauf des Schönfelder Salzes in Mannheim ein, während der Verkauf des anderen Salzes verboten wurde; er begnügt sich auch nicht mehr mit dem Titel Generalprocurator des Commercienwesens, sondern er will Protector werden, d. h. Beschützer der Armen, Wittwen, Waisen und Gefangenen, welchen Titel er auch erhält, was einen Sturm sämmtlicher Angestellten, Offiziere und Beamten entfesselt, durch den er wohl auch hauptsächlich weggefegt wurde. — Don Poncorbo war in England, angeblich um Tabak zu verkaufen, als die Katastrophe sich über sein Haupt entlud. Die Angestellten der Manufactur wandten sich an den Churfürsten um Zahlung ihrer Löhne und um Rückgabe ihrer Cautionen. Gott und die Welt hatte Forderungen an die Manufactur; die Arbeiter, die Tabakbauern, die Handwerker und sonstige bedürftige Personen, sodaß man die gerichtliche Geltendmachung von Forderungen an derartige Personen auf die Dauer von zwei Monaten einstellen mußte. Der Churfürst wollte Angesichts dieser Noth gerne zahlen, hatte aber kein Geld und ließ Juwelen dieserhalb versteigern, was aber selbstredend nicht die Höhe der Schulden, welche sich auf fl. 636,000 beliefen, decken konnte. Auch Don Poncorbo wurde gepfändet, scheint aber sein Hauptvermögen vorher nach England in Sicherheit gebracht zu haben. Um dieses riesige Deficit zu decken, verfiel man auf die vorzügliche Idee, eine Lotterie einzurichten, welche auch lustig von 1738 bis Ende vorigen Jahrhunderts functionirte, und welche eigentlich auch der edle Don Poncorbo auf dem Gewissen hat. Wir nennen das heute „den höheren Bauernfang“.

Digitized by Google

Die Manufactur wurde an Francesco Hartmannis & Co. auf 15 Jahre in einem Contrat de Regie vergeben; doch dauerte dieser Versuch nur bis 1742, wo derselbe wegen schlechter Ergebnisse aufgehoben wurde. Darauf wurde die Manufactur unter Churfürstlicher Direction auf eigene Rechnung verwaltet, aber auch unter diesem Regime wollte es nicht besser gehen. Einschalten wollen wir hier, daß auch damals die ganze Einwohnerschaft gegen das Monopol war, und sogar die Maurer sich weigerten, an dem Bau der Manufactur, die hinter der Kapuzinerstraße errichtet wurde, zu arbeiten; selbst die Bauplätze mußten mit Gewalt den Eigenthümern abgenommen werden. Die Ausgaben der Manufactur überstiegen regelmäßig die Einnahmen, und es ging denn auch dieselbe unter dem Nachfolger Carl Philipp's, nachdem sie 1752 unter Carl Theodor nochmals kurz auflebte, ruhmlos ein. Nicht minder schlecht ging es einer Porzellanfabrik, desgleichen mißglückte eine große Holzhandelsgesellschaft und noch manches Andere, was der Churfürst, der vom besten Willen beseelt war, dem Handel aufzuhelfen, unternahm. Zu seinem Schmerze mußte er sogar ein Edict gegen böswillige Schuldner erlassen, „da vorzüglich in der Hauptstadt Mannheim sich die Fallimente und Banquerottirungen mehren".

1733—35 im Polnischen Erbfolgekrieg wurde durch Kriegslieferungen allem Anscheine nach viel Geld verdient, aber andererseits litt das Gros der Bevölkerung durch große Einquartierungslasten. Am letzten Tage des Jahres 1742 starb Carl Philipp.

Da sah Carl Theodor, als er zur Regierung kam, sofort ein, daß so nicht weiter gewirthschaftet werden könne, da ja alle Versuche, Handel und Industrie auf künstliche Weise zu heben, mißglückt waren, und statt erhofften Reichthums die Schuldenlast nur größer wurde. Zunächst hob er das Tabaksmonopol auf, gab den Handel und die Fabrikation von Tabak frei, belegte aber dafür den Tabak mit einer Abgabe, welche, mit Hinzuziehung der Einnahmen der Lotterie, zur Abzahlung der Monopolschulden dienen sollte. Desgleichen wurde der Holzhandel freigegeben, und den Handwerksleuten

Digitized by Google

die Ausfuhr und der freie Verkauf ihrer Erzeugnisse gestattet. Auch wurden viele Fabrikconcessionen ertheilt, namentlich für Tabakfabriken, Spitzenfabriken, Krappanlagen, Cattun- und Zitzfabriken, Tabakpfeifen-, Seiden-, Tapeten- und Syrup-Fabriken. Ferner wird Erlaubniß zum Torfgraben ertheilt, Kohlen-Niederlagen werden errichtet. Ein Bürger, der Handel treiben wollte, mußte fl. 3000 Vermögen nachweisen (Privilegien von 1743). Auch Brauereien und Essigsiedereien werden concessionirt, sowie eine Putzmacherin, Kaffeehäuser und Gastwirthschaften. Wir sehen, Carl Theodor versuchte auf anderem Wege Handel und Industrie in die Höhe zu bringen, doch leider mit ebenso geringem Erfolge, wie sein Vorgänger. Hierbei dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß hierzu auch die Kriegsunruhen von 1756—63 (siebenjähriger Krieg) beigetragen haben, welche, wenn auch die Pfalz diesmal keinen Kriegsschauplatz abgab, doch nicht das nöthige Vertrauen aufkommen ließen, durch das allein Handel und Industrie blühen und wachsen können. — Mannheim hatte unter den vielen Durchzügen zu leiden; dagegen wird ein Theil des Handelsstandes wohl durch Lieferungen Geld verdient haben. — Auf die sonstigen bedeutenden Reformen, welche die Regierung Carl Theodor's hervorbrachte, können wir natürlich nicht eingehen, da dieselben den Rahmen dieser Schrift überschreiten würden.

Die Zeit Carl Theodors gilt allgemein für die Blüthezeit Mannheims, und es trifft dies auch in gewissem Sinne zu, denn die Gewerbe gediehen bei der üppigen Hofhaltung; aber von einer Blüthe des Handels und der Industrie kann keine Rede sein. Herr von Feder ist ebenfalls dieser Ansicht, und namentlich deßhalb, weil, wie er sagt, die Bevölkerung meist aus verzehrenden, und nicht aus schaffenden Mitgliedern bestanden habe. Allerdings war die Bevölkerung der Stadt im Jahre 1778 auf 24,000 Seelen gestiegen. Zur Charakteristik der Bevölkerung diene, was ein englischer Tourist jener Zeit über Mannheim schreibt. Da heißt es: „Alles wimmelt in Mannheim von Angestellten, Hofleuten, Soldaten, Bedienten, Lakaien, Läufern, Sängern, Castraten und Tänzern." — Ein Edict von Johann

Digitized by Google

Wilhelm vom Jahre 1692, welches vorschreibt, „daß Niemand den Andern, weß Standes und Würden er auch sein möge, mit Worten oder Werken, oder auch mit schimpflichen Gebärden und Mienen beleidigen oder mit anzapflichen Reden antaste", wurde mit der Motivirung erneuert, daß mehrmalen wahrzunehmen gewesen, „was maßen in hiesiger Residenz-Stadt die verdorbenen Sitten und darob entspringende Freigeisterei der Menschen in ihren ungebundenen, anzüglichen und verläumderischen Redensarten und Ausstreuungen, welche den Nächsten verkleinern, um Ehre und guten Namen bringen, mehr und mehr zunehme".

Wie engherzig und ängstlich übrigens die Regierung häufig war, beweist unter Anderem folgendes: 1769 beabsichtigten verschiedene Handelsleute eine Gesellschaft zur gemeinschaftlichen Besprechung ihrer Angelegenheiten zu gründen. Während man den herrschaftlichen Kutschern, die das gleiche Bedürfniß fühlten, dieses gestattete, wurde es den Kaufleuten verweigert. Im nächsten Jahre kamen diese nochmals um die Erlaubniß ein und legten Statuten vor: zwei mal wöchentlich von 5 bis 8 Uhr wollte man zusammenkommen, und es solle das Weintrinken und Hazardspielen verboten sein; ferner habe sich Jeder des Discurses über Polizei und Staat zu enthalten. Gewiß war das doch eine recht zahme Gesellschaft — nichts desto weniger wurde das Gesuch abermals abschläglich beschieden.

Auf anderer Seite geschah wieder alles Mögliche für den Handel und die Industrie. Es existirt ein Buch in der Bibliothek des Alterthums-Vereins sub lit.: Kurze Vorstellung der Industrie der Churfürstlichen Pfalz, rücksichtlich auf die Manufacturen, die Gewerbschaften und die Handlungen von 1775, aus dem zu ersehen ist, daß auch Seidenzucht und eine Rhabarber-Plantage angelegt wurde. Die „Rhabarber-Plantage" war bei Kefferthal, hatte 2 Directoren und war von einer Gesellschaft fremder Kaufleute gegründet. In der Gegend von Dossenheim hatte der Churfürst eine Angora'sche Ziegenheerde gezogen aus 2 Böcken und 5 echten Angora-Ziegen, 70 Stück. Von deren Seidenhaaren seien 2 schöne Kleider, eins in Peluche und ein anderes in Kammelot für Se.

Digitized by Google

Churfürstliche Durchlaucht in Frankenthal verfertigt worden. Dabei wird gesagt, daß diese Haare in Europa unter dem Namen Cameelhaare bekannt seien. Es müssen das recht billige Kleider gewesen sein; allein, es wurde eben Alles versucht. — Vor dem Rheinthore in einer Insul, der Niedergrund genannt, wurde durch Churfürstl. Privilegio eine Bleiche durch den Stadthauptmann Theurer wieder angelegt, (es sei dies jedenfalls die schon früher aus dem Rheinischen Antiquarius erwähnte Bleiche, die wohl eingegangen war) welche sich solchen Ruhm erworben, daß die Städte Frankfurt, Heilbronn, Würzburg und mehrere andern sich derselben bedienten. Was diese Bleiche so besonders ausgezeichnet hat, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. — Das besagte Buch führt an: 15 Seiden-, Woll-, Baumwoll-, Leinen- und Galanteriewaaren-Handlungen, 56 Specerey-, Material-, Tabaks-, Eisen- und sonstige Kurze-Waaren-Handlungen, 2 Buchdruckereien, 3 Buchhandlungen, eine besondere und ansehnliche Handlung mit Haarbeuteln, (welche bei Herrn Aloysius Zimmermann in einer Art von Fabrique verfertigt werden), 4 Tabaksfabriken, 1 Cartenfabrik, 2 Wollfärbereien, 1 Tuchscherer, 4 Agat- und sonstige Stein-Schleifereien, 6 Essigsiedereien, 10 Brandweinbrennereien, 3 Ohligmühlen, 3 Schroot- oder Roßmühlen, 2 Bauholz-, Bord-, Latten- und Rahmen-Schenkel-Niederlagen, 7 Saifen- und Unschlittlichtermacher, 3 Poudre- und Sterckmacher, 1 Spiegelmacher, 1 Nadelmacher, 1 Feilenhauer, 1 Pergamentmacher, 1 Goldschläger, 3 Gold- und Silber-Bortenwürker, 4 Messerschmiede, 5 Kupferschmiede, 3 Zinngießer, 6 Spengler, 16 Knopfmacher, 16 Gold- und Silberschmiede, 6 Kammacher, 3 Wachszieher, 1 kleine Saffian- und farbig Lederfabrik, 6 Weißgerber, 4 Kürschner, 4 Strumpfweber, 7 Hutmacher, 5 Seilmacher, 25 Leineweber, 8 Uhrmacher, 3 Jubelirer, 1 Mechanicus, 1 Gewehrciseleur, 1 Kupferstecher und 2 Medaillen-Graveure.

Das war also der Handel und die Industrie um 1775 in Mannheim.

Im Jahre 1780 faßte man die Idee, den Handel durch eine „Gesellschaftliche Credit-Assecuranz-Bank" zu unterstützen. Der Entwurf der Statuten erstreckte sich

Digitized by Google

über 55 gedruckte Seiten und hatte die ganze Organisation mit Formularen vorgesehen. Als Kapital nahm man 5 Millionen Gulden in Aussicht. Obgleich man beinahe eine moderne Genossenschaftsbank zu gründen im Auge hatte, sollte doch die Leitung der Regierung unterstehen, ja, man wünschte „daß Er, der Landesfürst selbst, zu mehreren Aufmunterungen der sich associiren wollenden Landes-Unterthanen, zum Besten der Bank eine beträchtliche Summe an Assecuranz-Actien unter der Bedingniß, daß die Bank zu Stande komme, auf ewige Zeiten in der Art verwillige, die Bank-Verluste etwa zum 50sten Theil mit tragen zu helfen, ohne jedoch weder an den baaren Bankfond selbst was beizuschießen, noch an den dereinstigen Ausbeuten der Bank participiren zu wollen."

Der Begriff „Assecuranz-Bank" wurde wie folgt definirt: „Eine Assecuranz-Bank ist der Ort, wo eine Gesellschaft sich wechselseitig verbindet, das einem unter ihnen zustoßende Unglück in gewissem Maaße gemeinschaftlich zu tragen und zu ersetzen. Ebenso ist eine Credit-Assecuranz-Bank der Ort, wo sich eine Anzahl gewerbetreibender Bürger vereinbaret, und sich wechselseitig verbindet, zur Emporbringung des ihnen erforderlichen Zutrauens, und zur Sicherheit aller jener, welche mit Vorwissen der Bank einem aus dem vergesellschafteten Geld oder Waaren borgen, für sothanen Betrag einer für alle und alle für einen zu haften, das ist, für den etwa zahllos werdenden Schuldner zur Schadloshaltung, von der Bank bedeckten, seiner Gläubiger aus ihren gemeinschaftlichen Mitteln Zahlung zu leisten. Eine so gestaltete Bank ist ferner das Mittel, wodurch jedem Theilhabenden für so viel Credit verschafft wird, als seine bei der Bank habende Actie ausweiset." Der Bank sollte auch „bei Concursfällen das Vorrittsrecht vor allen übrigen Gläubigern eingeräumt werden." Ferner bestimmte der § 48: „Ist der Schuldner ein muthwilliger Bankerottierer, so müßte ohne alle Rücksicht und Erbarmen gegen ihn verfahren werden, und wenn die Bank aus dessen Vermögen nicht gänzlich befriediget, oder solcherhalb versichert würde, derselbe auf so lange in ein der Bank eigenes Arbeitshaus verdammet werden, bis er das daran noch fehlende durch seiner Hände Arbeit

Digitized by Google

abverdienet, oder Sicherheit dafür gestellet hat." — Diese Statuten dürften heute wohl wenig Anklang finden. Dieselben scheinen aber auch schon in jener Zeit nicht besonders gefallen zu haben, was daraus erhellt, daß diese Bankgründung (so viel uns bekannt ist) nicht über den Entwurf hinaus kam, obgleich die Statuten ihren Verfasser zu den Worten begeisterten: „Die Assecuranz, diese höchst glückliche Erfindung, welche — ich möchte fast sagen, göttlich, wenigstens mehr als menschliche — wohlthätige Wirkung hat sie schon hervorgebracht!"

Die Churpfälzische Regierung errichtete einen wechselseitigen Commercial-Verband zwischen allen Churpfälzischen Erbstaaten, ertheilte ferner an Fabrikanten Privilegien, wie z. B. an die Krapp-Fabrikanten Brasberger & Gesellschaft, Heddäus, Michel u. s. w., durch welche sie denselben auf 20 Jahre Befreiung von allem Accis-, Wasser- und Landzoll, Chaussee-, Weg- und Pflastergeld, sowie von allen anderen Abgaben bei der Ein- und Beifuhr des rohen Krappes zusicherte. Wegen der Seiden-Zucht müssen auf den Kammer- und geistlichen Gütern Maulbeerbäume angepflanzt werden. Die Mauth- und Accis-Gebühren auf Rauch- und Schnupftabak wurden auf 1/3 ermäßigt. Zum Schutz der „Saiffen-Siedereien" in Mannheim werden von jedem Centner ausländischer „Saiff" 2 Reichsthaler Import erhoben, später wird sogar die Einfuhr von „Cölnischer- oder Schmier-Saif" bei Confiscation und 5 Thaler Strafe verboten.

Dem Fürst Würtzburgischen Commercienrath und Spitzen-Fabrikanten Johann Mauerer wurde ein Privilegium zur Errichtung einer Spitzenfabrik ertheilt. Hierbei wird der weiblichen Jugend Mannheims ein nicht gerade schmeichelhaftes Zeugniß ausgestellt. Es heißt nämlich:

> „Demnach bereits von geraumen Jahren her zu nicht geringer Aergernus des Publici, vielfältig wahrzunehmen gewesen, was Gestalten in Unseren Chur-Pfälzischen Landen, sonderheitlich in Unserer Churfürst Residenz-Stadt Mannheim die gemeine weibliche Jugend, vielen Theils, anstatt zu einer ihnen mit der Zeit zu ehrlichen Unterkommen und Nahrung beförderlichen Arbeit angeführt und befähiget zu werden, vielmehr dem schändlichen Müssiggang, liederlich und sündhaften Leben, auf eine höchst strafsbare Weis nachzuziehen, sich nicht

Digitized by Google

geſcheuet ꝛc.“ ſollen dieſelben „allenfalls mit Zuchthaus-Straff angehalten werden, bey dieſer Spitzen- und Nehe-Fabrique in die Lehr einzutreten.“

Ein Erlaß beſtimmt, daß alle „Montour der Amts-Reuthern und Botten, ſowie des Livrée-Staabs, der Leib-Garde zu Pferd und denen Schweitzeren von dem Burger und Wollen-Zeug-Fabriquanten Delovs bezogen werden müſſen.“

Ein weiterer Erlaß verbietet „die Einfuhr aller ausländiſchen gemeinen wollenen Strümpfen, wie auch ſämmtliche wollene Kappen, Handſchuh- und ſonſtig derley Strümpfweber-Waaren bei Confiscation.“ Ebenſo wird zur Aufrechterhaltung des inländiſchen Knopfmachergewerbs die Einfuhr von derlei fremder Waare verboten. „Sämmtliche Kaufleute, Krämer, Chriſten und Juden, Hutmacher und Schneider“, müſſen für die Folge die gold und ſilbernen Knöpfe, Hutknöpfe, Schlingen, Uhr- und Stockbänder, Dreſſen, Crepinen ꝛc. im Lande kaufen. — Landwolle darf nur in den Monaten November bis April außer Landes verkauft werden. Dagegen erhält Daniel Herf ein Privilegium, rohe Häute zollfrei einführen zu dürfen.

Der ſogenannte Bombaſin, die Schweizer Kottone und auch alle Gattungen Calaucas, unter der feineren aber alle Augsburger, die ſogenannte Muſſelin oder Kupferdruck-Zidße, „wovon die Mannheimer Ehle im Ankauf über fünfzig Kreuzer koſtet“, ſollen, wenn fremd mit 20 Kreuzer, die feineren aber mit 30 Kreuzer Import belegt werden. Auswärtige Krämer dürfen aber überhaupt keinen fremden Zidß verkaufen, und die Schneider müſſen inländiſche Waare anempfehlen.

Auch die Buchdruckerei wurde monopoliſirt und die Einfuhr der in der Churpfalz gebräuchlichen Schul-, Gebet- und Geſangbücher bei Strafe von 100 Ducaten verboten.

Da der Zoll auf fremde papierene Tapeten von fl. 3 die Einfuhr nicht verminderte, wurde der Verkauf fremder papierener Tapeten ohne Ausnahme bei Strafe der Confiscation unterſagt, ebenſo durften fremde Schuhmacher ihre Waare weder auf Märkten noch ſonſtwo vertreiben.

Alle diese Maßregeln erfolgten in der besten Absicht, und wie es in einem der Privilegien aufs deutlichste hervorgeht, nach reiflicher Ueberlegung. So z. B. heißt es: „Da nur Unsere sehnlichste Wünsche auf die Beförderung des National-Fleißes und des Handels, auch die Vermehrung des in unseren Landen umlaufenden Geldes zum besten Unserer Unterthanen zielen, so sind Wir auch, nach vorgängiger Vernehmung Unserer Commercien- und Fabriken-Ober-Intendanz und der ihr untergeordneten Commercien- und Fabrik-Commission gnädigst bewogen worden ꝛc."

Den erhofften und gewünschten Erfolg erreichten alle diese gutgemeinten Maßregeln jedoch nicht.

Einem anderen Büchlein „Von dem Bevölkerungsstand in Chur-Pfalz, vorzüglich in Mannheim, Frankfurt 1769" entnehmen wir folgende Notiz, welche zum Theil die Mißerfolge der Fabriken zu jener Zeit erklären dürfte: „Daher fehlet es uns an Taglöhnern, und wenn nicht die Garnison aushülfe, müßte man sein Holz selber machen u. s. w. Daher ist der Taglohn so stark, und daher wird keine Fabrik aufkommen, weilen bei so starkem Taglohn es kaum möglich ist, die Arbeit in jenem Preis zu liefern, in welchem sie andere Fabriken feil bieten. Daher müssen in der Ernd-Zeit bei dem Heumachen ganze Armeen von Schwaben und Schweizer kommen, die als Taglöhner helfen einsammeln, weilen es uns an arbeitenden Händen fehlt." Auf einer anderen Seite liest man die Klage: „Ferner rechne ich zu den Mißbräuchen die ohnbeschreibliche Anzahl Feiertäge, an welchen der Arbeitsmann nichts verdient, aber gleichwohlen Hunger hat und gewöhnlich mehr verdauet und verthut, als an einem Werktag." Der Verfasser des Buches hofft aber alles Gute für die Zukunft und glaubt, daß es bald Arbeiter genug gebe. Er schreibt: „Ich erfreue mich, so oft ich die Tabelle überdenke, Mannheim hat in der ehelichen Fruchtbarkeit beinahe nicht ihres Gleichen, und bei ausnehmend fruchtbaren Ehen läßt sich natürlich auch auf die häufigen Ehen schließen. Denn der Trieb, der die Ehen fruchtbar macht, reitzet auch zum heirathen u. s. w." Dann sagt er weiter: „Diese ausnehmend eheliche Fruchtbarkeit giebt mir überhaupt zu reden, den Wohlstand der Bürger zu erkennen, und zeigt, daß es hier an

Digitized by Google

Geschäften und Nahrung ein Ueberfluß sei". Er spricht nämlich hauptsächlich über die Handwerksleute und sagt: „Niemand kann von den Handwerksleuten befördert werden, so viel haben sie zu thun. An Taglöhnern ist Mangel. Der Bürger lebt wohl." Und dann klagt der Verfasser: „Die Meister pflegen hier selten zu arbeiten, aber doch ist bei Zeiten Feierabend, und dann gehen sie spazieren oder in das Wirthshaus. Lauter Beweise, daß es an Nahrung ein Ueberfluß ist." — Unzweifelhaft ging es dem Bürger damals gut; er hatte vom Hofe und den vielen Fremden reichlich zu leben und kümmerte sich nicht um die Treibhaus-Pflanze Handel und Industrie. Glücklicher, als hierin, war Karl Theodor bekanntlich in seinen Schöpfungen für Kunst und Wissenschaft; ebenso in seinen großartigen Bauten und Gründungen von Wohlthätigkeits-Anstalten, worauf wir leider hier ebenfalls nicht eingehen können.

Mit dem am 30. Dezember 1777 erfolgten Tode des Churfürsten Max Joseph von Bayern fiel unserm Churfürsten Carl Theodor Bayern zu. Sofort nach Ankunft der Nachricht ließ er packen, und langte schon am 2. Januar 1778 in seiner neuen Residenz München an. Wohl wußten die Bürger der Stadt Mannheim, was sie durch diese Abreise verloren, und deshalb soll dieselbe, nach Aussage der Schriftsteller aus jener Zeit, ein eigenthümliches, rührendes Schauspiel gewesen sein.

Nun beginnt wieder eine trübe Periode der Geschichte Mannheims und seines Handels. Doch die Thatkraft und Zähigkeit, welche unsere Voreltern in so hohem Maße besaßen, überwand auch dieses Mißgeschick, und diesen Eigenschaften verdanken wir es, daß heute Mannheim, das seiner Zeit häufig der Spott der anderen Rheinischen Städte war, als anerkanntes Emporium des Rheinischen Handels blüht, gedeiht und sich in außerordentlicher Weise wirthschaftlich und räumlich entfaltet.

II. Theil.

In dem ersten Theile der vorliegenden Schrift über Mannheims Handel und Industrie schilderten wir die Verhältnisse in den ersten zwei Jahrhunderten nach der Gründung der Stadt, d. h. von 1606—1777 bis zu der folgenschweren Abreise Carl Theodors von Mannheim. Was die Bürger als Folge dieser Abreise befürchteten, erfüllte sich nur zu bald. Mit dem Hofe, und durch seinen Wegzug veranlaßt, verließen an 3000 Personen Mannheim, und zwar waren es zumeist consumirende, während die producirenden an die Scholle gefesselt blieben. Selbstverständlich stockte auch der große Fremdenverkehr, den der prachtliebende Hof bis dahin angezogen hatte, und die Kaufleute, deren Haupteinnahmequelle nunmehr versiegte, riefen die Regierung um Hülfe an. Diese selbst wünschte auch durch Privilegien wohlhabende, fremde Kaufleute und Fabrikanten nach Mannheim zu ziehen, und erließ Verordnungen auf Verordnungen, um den Handel zu stützen. So verbot man die Einfuhr fremder Strümpfe, Eids und derlei Waaren, dahingegen auch wieder die Ausfuhr „allinger Strohe Gattungen“. Es wird dann später bemerkt, daß „zerschiedentlich gegen diese so heilsam, als nothwendige Verordnung gehandelt werde“, und daß auch „etwa geniesendes Besoldungs-Strohe nicht außer Land verkauft werden dürfte.“ Ferner soll nicht übermäßig Frucht exportirt werden; später wird das Branntweinbrennen „in Anbetracht der gegenwärtigen Zeitläuften“, und tagtäglich zunehmenden Theuerung der Früchte verboten. Auch Kartoffeln dürfen nicht mehr gebrannt werden, „da der Vorrath dieses zur Lebsucht unentbehrlichen Crescentin merklich vermindert ist.“

Digitized by Google

Die Vertretung der Interessen des Handels lag damals in der Hand der Handlungs-Innung, deren Satzungen noch im Original vorhanden sind. Die Protokolle der Sitzungen sind höchst interessant, und befinden sich im Besitz der Mannheimer Handelskammer. Die Versammlungen wurden häufig „auf Befehl des Herrn Regierungs-Rath und Stadt-Director Gobin" eingerufen. Zunftmeister waren um diese Zeit: „Stein, Müller und Joh. Wilh. Gaddum; Senioren: Andriano, Colmée, Heinlein, Ackermann und Buzzini. Man war bei Aufnahme der Protokolle sehr aufrichtig und hat kein Blatt vor den Mund genommen. So wurde z. B. eines Tages über die Aufnahme eines Joseph Jung debattirt (welcher allem Anscheine nach keinen sehr höflichen Brief an die Zunft geschrieben hatte, den er auch später zurücknehmen mußte) und der Beschluß gefaßt, daß dieser „grobe Jung" nicht aufgenommen werden sollte. Allein 4 Tage später wird die Innung wieder eingerufen, und es erscheint mit dem Stadtdirector „der mit dem hiesigen Bürgerrecht begnadigt wordene Joseph Jung, des hiesigen abgelebten Churfürstlichen Bibliothekdieners eheliche Sohn" und wünscht dennoch als Mitglied aufgenommen zu werden. Die Regierung drückte allem Anscheine nach auf die Aufnahme und der „grobe Jung" wurde gegen Nr. 40 Mitglied. Aehnlich ging es mit dem Sohne eines Churfürstlichen Hofkutschers. — Als aber auch ein Kaufhausknecht Joh. Michael Trumpff aufgenommen werden soll (dieser wurde vom Stadtrath unterstützt) wird erwidert: Da diesseitige Innung niemals zugeben kann, daß sie mit Schuppkärrchern besetzt werde, und dieser Supplicant nicht anderes, als ein bloßer Schuppkärrcher ist, der die Handlung nicht erlernt hat u. s. w. und wird er endgültig abgewiesen. — Die Protokolle sind übrigens im Allgemeinen sehr kurz, gehen meist nicht über den Umfang einer Seite hinaus und constatiren hauptsächlich die Einschreibung von Lehrlingen, was fl. 1,30 und Sporteln 8 kr. kostet. Der Zunftdiener Zanoli hatte auch die Handelspolizei auszuüben; so zeigte er einmal den Bürger und Knopfmacher Sieffert an, daß dieser sich beigehen lasse, zum Nachtheile der Innung: Tabak, Bändel und kurze Waaren zu verkaufen. Ebenso soll

Digitized by Google

eine „sichere, ledige Weibsperson Namens Sophie Kellermann „zerschiedene Galanterie-Waaren, und sogar solche, welche sie von Auswärts beziehe, verkaufen.“ Sie werden beim Stadtrath angezeigt! Ein Herr „Sebastian Roosen aus dem Mainzischen gebürtigt“ heirathet eine Wittib aus der Handlung, mit vielen Kindern beladen, und muß deßhalb nur fl. 25 Aufnahmsgebühr und fl. 3 Einschreiben, sowie 22 kr. Sporteln zahlen. Sonst kostete der Eintritt für Fremde fl. 75, später fl. 50. Der Einkauf der Frau Eheliebsten kostete fl. 15, wenn sie nicht die Tochter eines Mitgliedes war. Die Protokolle ergeben Klagen, daß eine Soldatenfrau Jahr ein, Jahr aus hausiren geht, daß ein gewisser Stecklein mit Citronen und Pomeranzen-Schalen handelt, worüber ebenfalls beim Stadtrath nachdrücklich Beschwerde geführt wird. Die Einnahmen der Zunft waren offenbar sehr bescheiden. Sie betrugen nach einer Abrechnung bei den Akten fl. 795.46, die Ausgaben fl. 615.48; für welche Zeit, ist nicht erkennbar. Da die Abrechnung nicht regelmäßig stattfand, wurde jetzt eine solche jährlich bestimmt, was aber später nicht eingehalten wurde. Geklagt wurde auch, daß die Patrouiller-Männer, welche Nahrungsbeeinträchtigungen nachspüren sollen, seit 3 Jahren keine einzige angezeigt hätten, weßhalb sie deswegen keine Douceur mehr erhalten sollen. Dagegen wurden ihnen für die Folge 1/3 der Strafgebühren, als Tantième, bewilligt. Auch mit den Bäckern führte man Streit, da diese Schmalz, Butter und Käse verkaufen. Ganz einig scheint man aber auch nicht unter sich gewesen zu sein; hervorragende Mitglieder der Zunft weigern sich, ihre Lehrlinge einschreiben zu lassen, worauf ihnen mit Klage höheren Orts gedroht wird. Im Jahre 1779 werden auch die Trauermäntel, deren bereits im ersten Theile gedacht wurde, an den Schutzjuden Dreyfuß 14 Stück zu fl. 28 versteigert. 12 Stück waren unter der Hand an die Kranken-Bruderschaft à fl. 4 verkauft worden. Auch ein großer „Schank“ wurde, wie das Protokoll besagt, à fl. 6 verkauft. Man tagte damals im Gasthaus zum Prinzen Carl.

Im nächsten Jahre sollte die Innung ein Handlungs-Parere begutachten, welches die Regierung von

den Räthen Brentano und Reinhard sr. aus Stuttgart eingezogen hatte. Es handelte sich um die Fragen: Wie man der verfallenen Neckar-Schifffahrt aufhelfen, und wie man die Spedition der Güter nach Oberschwaben und in die Schweiz erhalten könne. Es ist bedauerlich, daß die Antwort nicht bei den Akten ist. Dann wurde Rath Stengel mit 24 Stimmen zum Vorstand erwählt. Herr Mezzera erhielt katholischer Seits 15 und Jac. Wilh. Michel reformirter Seits 17 Stimmen als Senioren. Man stimmte also merkwürdiger Weise in der Handlungsinnung nach der Religion ab; Juden konnten gar nicht Mitglieder werden.

Im Jahre 1778 im November wurde von der Regierung der Staats- und Conferenz-Minister, Hofrichter, Ritter des Churfürstl. Löwenordens, Präsident der Academie der Wissenschaften und Oberamtmann zu Boxberg von Oberndorf zur Besorgung der Regierungsgeschäfte nach Mannheim versetzt. (Derselbe wurde, wie gleich hier bemerkt sein mag, 12 Jahre später in den Grafenstand erhoben, und ist ein Ahne der bis vor 18 Jahren in Mannheim lebenden Familie gleichen Namens.) Herr von Oberndorf hatte keinen leichten Stand, denn Handel und Gewerbe stockten, und Alle erhofften von der Initiative der Regierung eine Besserung. (Das war einmal so in damaliger Zeit und es scheint, daß diese Anschauung in der Gegenwart wieder sehr zu Ehren kommt.) Man versuchte damals auch Vieles. Auch der „Tabak", dieses alte und edle Landesprodukt, wie er genannt wurde, sollte helfen. Man eröffnete eine „Commercialroute" nach Rußland und Konstantinopel, und suchte Handelsgesellschaften zu errichten. Ein Hanf- und Flachsmarkt wurde eingeführt und es durften luxuriöse Kleider mit Gold- und Silberborden getragen werden, obgleich es früher untersagt war. Ein Siegellack-Monopol wurde eingeführt, d. h. man durfte nur Pfälzer Siegellack verwenden. Natürlich konnten derartige, selbst für jene Zeiten kleinliche Maßregeln nicht viel helfen, denn die Wirkung des geschäftlichen Rückgangs wurde durch die schrecklichen Naturereignisse der Jahre 1783 und 84 verschärft. Stürme, Erdbeben, Schnee, Kälte bis zu $18^1/_2$ Grad, und Ueberschwemmungen in riesigem Umfange

Digitized by Google

richteten namenloses Unheil an. Ihre nähere Beschreibung verdanken wir dem Churfürstlichen Commissarius Deuerer. Im Februar 1784 stand die ganze untere Stadt unter Wasser und es war das Elend grenzenlos. Am 28. April 1784 fand wieder eine Sitzung der Handels-Innung statt, nachdem in Folge der oben erwähnten Ereignisse seit dem 19. Dezember 1783 keine mehr stattgefunden hatte. Anwesend waren 33 Mitglieder, und es wurde der neue Vertrag mit Württemberg bezüglich der Rangschifffahrt auf dem Neckar „von Wort zu Wort wohlverständlich abgelesen und sie vor der darin bedrohten Strafe" gewarnt. Der Vertrag selbst liegt nicht mehr vor. Unter den 33 Innungsmitgliedern sind bekannte Namen anzutreffen: Rheinhard, Thraner, Mohr, Bodani, Ackermann, Bischoff, Antriano, Gaddum, Paracetti. 17 Namen sind nicht deutsch, meist italienisch. — Commercienräthe gab es damals auch schon, denn der Tod des Commercienraths Paracetti steht in einem Protokolle. Ohne Bedeutung nach Außen ist die Innung übrigens nicht gewesen; der Stadtrath zu Oppenheim frägt bei der Innung über die Behandlung der Lehrlinge und Commis an. Es wird erwidert, daß ein Lehrling, welcher Lehrgeld zahlt, 3, und ein solcher, welcher keines zahlt, 6 Jahre in der Lehre stehen solle, und sich während dieser Zeit in Kleidung und sonstigen Nothwendigkeiten selbst unterhalten müsse. Nur Kost und Logis gibt der Lehrherr. Ein Commis verdiente damals in den ersten 2 oder 3 Jahren fl. 50, später fl. 75, und dann werden „der Herr und Ladendiener mit einander einig werden", heißt es. Die erbetene Antwort wurde einhellig gegeben; aber billig that man es nicht; denn man verlangte für „Kösten" der Extra-Zusammenkunft fl. 22.48, die wohl beim Trinkgelage verbraucht worden sind. Wir erinnern nur an die bereits früher erwähnte Rechnung vom Pfälzerhof. Im August wird reclamirt, daß der Vorsteher Rheinhard 3½ Jahre mit Fertigstellung der Zunftrechnung im Rückstande sei, er muß in 14 Tagen ordentliche Rechnung ablegen, „sonst möge er es der Innung nicht verargen, (welche Höflichkeit!) wenn sie ihn bei der Behörde anzeige." Ferner wurde beschlossen, alle 6 Wochen zusammenzukommen. — Im November stellte

Digitized by Google

Rheinhard Rechnung, und beliefen sich die Einnahmen in 3½ Jahren auf fl. 989.32, die Ausgaben auf fl. 621.9. 1785 entspinnt sich ein Streit, ob eine Soldaten-Wittib Tabak bereiten und auswärts verkaufen dürfe. Die Innung ist der Ansicht, daß dies Gewerb nur für einen verbürgerten Handelsmann, keinesfalls für eine Soldaten-Wittib geeignet sei; ferner wird den Juden das Hausiren verboten. Handel konnten zwar die Schutzjuden treiben, nur durften sie nicht hausiren. Auch den Schuhmachern wurde der Verkauf von Leder untersagt, und dem Pfälzerhof-Wirth der Verkauf von fremdem Wein. Den Patrouiller-Männer und Visitatores wurde aufgegeben, eventuell die Waaren zu confisciren.

Im Juli 1786 wurde auf Drängen des Stadtdirectors, der mehr Ordnung verlangte, das Inventar aufgenommen und es ergab: „ein Porcillainen-Tintenfaß, ein Papier-Scheer, ein Federmesser, ein Papier-Streicher, drei Armen-Büchseln mit Schloß". So viel aus den Protokollen der Innung, welche unzweifelhaft einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der damaligen Zeit gewähren. Sehr interessante Aufschlüsse über die Art und Weise, wie der Handel s. Z. in Mannheim betrieben wurde, sind auch in der von Herrn Felix Bassermann verfaßten Chronik der Familie Bassermann zu finden. Der alte Joh. Wilh. Reinhard z. B. trieb bis 1778 ein kleines Tuchgeschäft, mußte aber nach dem Wegzug des Churfürsten sich auf den Handel von Wein und Landesprodukten werfen. Er war auch der Erste, welcher reisen ließ, und die feinen Weine an auswärtige Höfe und Kavaliere verkaufte. Derselbe hatte auch für fl. 10,000 den ganzen Pfälzisch-Zweibrücker Hof zu kleiden.

Die nächsten Jahre waren der Wiederherstellung gewidmet, und erst im October des Jahres 1788 zeigte sich wieder ein Lichtstrahl für Mannheims Handel und Wandel. Carl Theodor kam in Folge eines Zerwürfnisses mit den Münchenern wieder nach Mannheim und man hoffte und jubelte! Leider zu früh, denn schon im Juni 1789 reiste Carl Theodor wieder nach München zurück. In diesem Jahre hatte sich die Bevölkerung Mannheims allerdings vermehrt, aber nicht nach der von der Regierung gewünschten Richtung.

Digitized by Google

„Das französische vertriebene Gesindel", dessen revolutionären Sinn man wohl fürchtete, sollte ausgewiesen werden. Das Tragen von Stockdegen und Seitengewehren wurde verboten. Man durfte keine Discurse über die französische Revolution halten, und es wurde das Halten vieler fremder Zeitungen bei Nr. 100, (eine hübsche Summe für die damalige Zeit) verboten. Trotzdem wurden Flugblätter verbreitet, und es entstand eine bedenkliche Gährung in der Stadt. — Ueber diese interessante Zeit, sowie über die geschäftlichen Ereignisse der nächsten Jahre müssen wir in Anbetracht des allzu reichhaltigen Materials flüchtig hinweggehen.

Um das Unglück auf's Höchste zu steigern, kam noch der Krieg mit Frankreich. Die deutschen Armeen zogen über den Rhein und die Lieferungen begannen, vielleicht zum Nutzen einiger Handelshäuser — darüber fehlt der Nachweis — aber entschieden zum großen Nachtheile der Stadt Mannheim, das letztere ist jedenfalls sicher. Dann folgte der traurige Rückzug der preußischen und österreichischen Armeen und die republikanischen Schaaren bedrohten Mannheim.

Mainz und Frankfurt waren schon gebrandschatzt, und das gleiche Schicksal blieb Mannheim nicht erspart. Die alten Mannheimer waren allem Anscheine nach (wir wollen uns nicht stärker ausdrücken) recht lebenslustige Männer, denn sie feierten auch damals schon „die Feste wie sie fallen." Trotz der Gefahren vor den Thoren, feierte man den Tag des 50jährigen Regierungsjubiläums Carl Theodors am 31. Dezember 1792 auf's Großartigste. *)

Eine recht unangenehme Nachfeier und Nachbarschaft erhielt Mannheim aber schon im Februar 1793 durch eine französische Batterie auf dem Hemshof. Graf Oberndorf protestirte als „Neutral", allein es half nichts. Obgleich nämlich die Pfalz sich neutral erklärt hatte, und Mannheim als Privatfestung und nicht als Reichsfestung angesehen wissen wollte, plünderten die Franzosen

*) 50 Seiten eines über die Festlichkeiten erschienenen Werkes werden durch die Beschreibung des Mannheimer Festes ausgefüllt. In von Feder's Geschichte dieser Stadt findet sich ebenfalls eine Menge von Details.

Digitized by Google

und errichteten Batterien. Oesterreich und Preußen wünschten Besatzung nach Mannheim zu legen; Oberndorf verlangt vom Stadtrath 1000 Arbeiter zur Verbesserung der Befestigung und es entspinnt sich (auch das ist bezeichnend für jene Zeit) ein Streit darüber. Man spricht von impertinenter Dummheit einerseits und unschicklicher Protestation andererseits. Während dessen verstreicht die Zeit, es geschieht nichts und die Franzosen rücken immer näher. — Und angesichts solcher Zustände hat die Regierung Zeit und Muße zu decretiren, daß die Wingerte auf der Ebene ausgerottet werden sollen, da sie mehr der Kälte d. h. den schädlichen Frösten ausgesetzt seien; es ergehen Erlasse über Vertilgung von Spatzen, Raben, Dohlen und sonstigen Gethiers, und es wird sogar in einem derselben (es befindet sich im Archiv des Mannheimer Alterthumsvereins) eine neuerfundene Dampfmaschine empfohlen, durch deren Dampf die Mäuse ersticken sollen.

Das Jahr 1794 war ein recht schweres für Mannheims Bewohner. Am 24. Dezember wurde die Rheinschanze übergeben. In Mannheim waren durch das Bombardement 69 Häuser beschädigt, 3 Civilpersonen getödtet und 5 verwundet. Der Churfürst richtete im Januar 1795 ein Condolenzschreiben an die Stadt und der Reichsfeldmarschall Franz Albrecht lobte das vortreffliche Betragen, die Stille und Ordnung der Bürgerschaft während der Belagerung der Rheinschanze, was aber die Oesterreicher nicht abhielt, der Stadt kurz nachher eine Kriegscontribution von fl. 400,000 aufzuerlegen.

Durch den Verlust der Rheinschanze an Frankreich war der Werth der Festung Mannheim auf das geringste Maß herabgesunken, was im ganzen Reiche die größte Bestürzung hervorrief. — Carl Theodor feierte aber am 15. Februar 1795, 70 Jahre alt, mit großem Pomp seine Verehelichung mit der Enkelin Maria Theresia's, der 19jährigen Erzherzogin Maria Leopoldine. Die Einwohner Mannheims, erschöpft durch anhaltende Kriegsleistungen und Einquartierungen, drängten nun, im Verein mit der Regierung, auf Räumung der Stadt von den Oesterreichern, was diese natürlich wenig angenehm berührte. Sie ließen sich auch nicht stören und blieben

Digitized by Google

ruhig in Mannheim. Die Franzosen führten Geschütze auf und am 19. September wurde die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Unter Graf Oberndorf trat ein Kriegsrath zusammen, der die Capitulation beschloß. Am 2. October 1795 zogen die wenigen österreichischen Truppen verstimmt ab, und die Franzosen rückten ein. Dann folgten Streitigkeiten derselben mit den Oesterreichern, die an der Bergstraße standen, bis sich die Gefechte ernster gestalteten, wobei die Franzosen mehrmals tüchtig geschlagen wurden. Jene waren von Clerfait und Wurmser befehligt. Inzwischen versuchten die französischen Volksrepräsentanten durch Requisitionen möglichst viel aus dem verarmten Mannheim herauszuschlagen. Wenn die Franzosen überhaupt zahlten, so thaten sie es nur mit Assignaten, deren Cours alle 14 Tage nach dem der Stadt Basel festgesetzt wurde. In der Stadt commandirte General Montaigu, der ein tapferer und ehrenwerther Mann gewesen sein soll, und die ihm untergebene Bande (man kann diese Kerle nach allen Schilderungen nicht anders nennen) energisch unter dem Daumen hielt. Trotzdem häuften sich aber die Räubereien und Diebstähle bei Tag und Nacht immer mehr. (Wie diese Biedermänner und Vertreter der „großen Nation" ausgesehen haben, kann man auf einem Bilde des Mannheimer Alterthums-Vereins „Eine Wachtparade" sehen. Ueberhaupt findet sich über diese Periode vieles Interessante in der Bibliothek des Alterthumsvereins und in den Rathsprotokollen.) Am 18. November begann die Belagerung Mannheims durch die Oesterreicher. Mannheim wurde bombardirt, und zwar so, daß nur 14 Häuser unbeschädigt blieben, und es wurde der Schaden auf fl. 1,700,000 geschätzt. Unbeschreiblich war das Elend; Männer, Weiber und Kinder campirten in den Kellern des Schlosses, des Theaters und sogar in der Gruft der Jesuitenkirche. Mannheim war auf Jahre hinaus ruinirt, und Handel und Industrie lagen darnieder. Am 21. November kam die Capitulation zu Stande, und es zogen am 23. desselben Monats die Franzosen ab, und am 24. rückten die Oesterreicher in die Stadt ein. Graf Oberndorf, Minister Salabert und andere Beamten wurden verhaftet, und es machte sich, wie ein Bericht

Digitized by Google

aus jener Zeit sagt, eine schrankenlos rauhe Stimmung der Oesterreicher gegenüber der armen Stadtbehörde und der Pfälzischen Regierung, die man für die „hinterlichste“ Uebergabe der Festung verantwortlich machte, geltend. Es wurde für die Armee die Kleinigkeit von fl. 400,000 als „Douceur“ verlangt. Stadt und Regierung replicirten und petitionirten, aber Wurmser will ev. plündern lassen. Man bietet fl. 50,000 in einer Schuldverschreibung des Hofagenten Seligmann, denn Geld war keins mehr vorhanden. Dieselben wurden zurückgewiesen. Eine Zwangsanleihe wurde projectirt; da aber thatsächlich kein Geld vorhanden war, so verpfändete man die Stadtgüter. Mit diesen wurden nun fl. 200,000 als Douceur bezahlt, und der Rest auf Verwenden des Churfürsten in Wien nachgelassen. An Lieferungen, Leistungen, Beschädigungen und — sagen wir auch Douceur — hatte die Stadt bis zum August 1797 einen Schaden von fl. 2,859,000.— und war vollständig ruinirt, so daß sie mehrfach verklagt war. Herr von Feder, der diese Zeit eingehend beschreibt, sagt: Die Behandlung Mannheims durch unsre damaligen Freunde, die Oesterreicher, sei ein Schandfleck in der Geschichte, und wir müssen seinem Urtheil beistimmen.

Ueber die Geschichte der Uebergabe Mannheims entstand s. Z. eine ganze Literatur, und es finden sich auch hierüber viele Broschüren in der Bibliothek des Alterthumsvereins.

Ende 1797 dachte man wieder an Werke des Friedens und nahm Traiteurs Project der Wasserleitung, diesmal aber von der Leimbach aus, wieder auf, ohne sie aber zum Ende führen zu können. Es begannen auch die Verhandlungen mit Düsseldorf wegen einer directen Rheinfahrt; allein diese wurden erst 1801 wieder energisch aufgenommen. Die Verhandlungen führten Caspar Anton Ditges und Wilh. Franz Camphausen, die auch häufig deswegen in Mannheim waren. Düsseldorf verlangte einen Revers, daß Mannheim mit keiner anderen Stadt am Rhein Aehnliches abschließen solle, welchen es auch erhielt. Die Sache wurde aber erst später fertig gestellt. Mannheim litt damals unter einem alten, 1751 mit Mainz abgeschlossenen Vertrage

Digitized by Google

wegen des Neckarrangs, der Mannheim sehr nachtheilig war. Ebenso bestand damals ein Vertrag zwischen Schwaben, Frankreich und der Schweiz, der mit Umgehung von Mannheim alle Vortheile der Schifffahrt Heilbronn zuführte. Diese Stadt stand übrigens damals in grimmiger Gegnerschaft zu Mannheim und schädigte dessen Handel außerordentlich. In diesen schlimmen Zeiten hatte die Pfälzische Regierung (es muß zu ihrer Entschuldigung angeführt werden) so viel mit sich selbst zu thun, und so wenig Macht, daß Mannheim ganz auf sich angewiesen war und keinerlei Unterstützung erwarten durfte und konnte. Der Verkehr wurde, wie vor 100 Jahren, durch Marktschiffe nach Worms, Mainz und Speyer auf dem Rhein und den Neckar hinauf vermittelt. Frachtfuhren, Lohnkutscher und die Post, die aber nur alle paar Tage ging, beförderten Menschen und Waaren. Es ging aber alles sehr gemüthlich, und man klagte hauptsächlich damals über den Mangel an Speditionshäusern. Die Handelsinnung klagte, daß „Mannheim seit mehreren Jahren bloß von einem Passiv- oder Luxushandel leben müsse, und daß er so klein und unbedeutend bleiben werde, als es nicht aus einer Lethargie erwache, in welche es leider durch unverstandene, übel angewandte und nicht genug geprüfte, den Activ-Handel schädliche Einrichtungen versenkt worden sei". Nur der Activ-Handel könne allein durch die Industrie und durch zweckmäßige Unterstützung der verfallenen Nahrung wieder aufhelfen, und der Stadt mit der Zeit einen florissanten Handel verschaffen. Man hoffte durch den Bau von Mühlen und Fabriken Fremde anzulocken. Andererseits meinte aber auch die Handelsinnung, daß die Stadt mit der Aufnahme aller und jeder Fremden verschont, überhaupt wenigstens auf 4 Jahre kein neues Etablissement in ihr gestattet werden solle, um ihrer bedrängten Lage aufzuhelfen. Die Bürger wußten kein Mittel mehr und verlangten heute dies, um morgen das Gegentheil als das Passende zu erachten.

Das Jahr 1798 brachte abermals Kriegsgefahr; die Rheinschanze wurde wieder geräumt und die Lage der Stadt war abermals sehr bedenklich. Die Festung

Digitized by Google

hatte, wie gewöhnlich, weder Proviant noch Munition, keine genügende Besatzung und keine Aussicht auf Succurs. Zu alledem tauchte plötzlich noch die Frage der Transplantation der Hauptstadt der Pfalz von Mannheim weg auf. Eine anonyme Schrift (wahrscheinlich aus der Feder Friedrichs) behandelt ausführlich dieses Thema. In derselben wird mit Bezug auf den Handel Mannheims unter Anderem gesagt: „Eine Handelsstadt ist Mannheim trotz aller Versuche nicht geworden, und die Aussichten dazu sind gering!“ — Daß sich der Mann gründlich geirrt hat, darf wohl heute gesagt werden! Er meint weiter, daß eine Verlegung der Stellen, der wissenschaftlichen Anstalten, der Kunstsammlungen, des Theaters Mannheim vollends an den Abgrund des Verderbens bringe. Später ist vieles eingetroffen, doch hat Mannheim deßhalb nichts von seiner stets wachsenden Bedeutung eingebüßt.

Im Februar 1799 starb Carl Theodor und Mannheim huldigte dem gerade in Mannheim anwesenden Churfürsten Maximilian, welcher aber schon am 19. Februar nach München übersiedelte. Am 3. März kam Bernadotte mit 13,000 Mann, die nicht nur einquartiert, sondern auch mit Brod, Fleisch, Flintensteinen, Holz, Oel, Haberstroh u. s. w. versehen werden mußten. Später kamen noch 4000 Mann, die Chaisen, Pferde und Uniformen verlangten. Die Stadt war in der größten Noth. Geld war nicht vorhanden; man versuchte es wieder mit freiwilligen Anlehen. Stadtdirector Rupprecht ging mit gutem Beispiel voran, obgleich er seit 2 Jahren weder Besoldung noch Zins bezogen hatte. Er lieh sich selbst vom Handelshaus Schmalz und Wechsler Herz Otterburg zwei Wechsel von je fl. 1000, und sandte sie an die Stadt als Darlehen. Dann kamen die Generale Ney und Massena und begehrten noch Tafelgelder! Möge Gott immerdar unser Vaterland vor der Wiederkehr derartiger trostloser Zustände bewahren!

Am 1. Juni theilte General Coland mit, daß er die Festung demoliren wolle. An der Demolirung betheiligte sich ganz Mannheim, worüber verschiedene Bilder, Schriften und Lieder beim Mannheimer Alterthums-Verein sich vorfinden. — In diesem Jahre,

Digitized by Google

am 25. Juni, erschien auch der wichtige Erlaß, daß Handelsconcessionen auf das Land ertheilt werden dürften, während dies vorher nur für die Städte statthaft war. Am 18. September rückten die Oesterreicher wieder gen Mannheim und verjagten die Franzosen; am 20. October kehrten diese abermals zurück und Ney legte der Stadt Fs. 500,000 Contribution auf. Der Stadtrath und Regierungs-Commissär. faßten aber kurz den Beschluß: „Beruht auf sich". Sie sagten sich, wo nichts ist, hat ja auch der Kaiser das Recht verloren! Ney ging auf Fs. 100,000 herab; aber auch diese waren nicht aufzubringen. Er nahm Geiseln mit bis Landau, ließ sie aber laufen, als er sah, daß kein Geld zu erlangen war. Um das Dringendste zu zahlen, griff man sogar die Depositen-Gelder an, und man klagte, daß von höchster Stelle nicht geholfen würde. Dort war aber ebenfalls kein Geld zu haben. Anfangs December räumten die Franzosen die Stadt und am 13. December zog wieder ein Pfälzer Regiment ein.

So endete das 18. Jahrhundert, welches so schweres Verhängniß der Stadt gebracht hatte, mit deren finanziellem Ruin. Nichtsdestoweniger blickte aber die Bürgerschaft mit Zuversicht in die Zukunft, denn der ihr stets Unglück bringende Festungsgürtel war ja gefallen.

1800! von Feder sagt über den Beginn des 19. Jahrhunderts: „Alle Hilfsquellen der Stadt waren erschöpft; sie war mit Schulden überladen, Handel und Verkehr stockten und die Gewerbe lagen darnieder. Die Fortdauer der kriegerischen Bewegung mit ihren Lasten, Beschwerden, hinderten jede Erholung, jeden Aufschwung." — Diese Worte kennzeichnen am besten die Ursachen des Eindrucks, welchen die poetische und nichtpoetische Literatur jener Zeit hervorbringt. Schon am 14. Mai capituliren wieder ohne Kampf die Oesterreicher und die Franzosen ziehen ein. Da kein Geld aufzutreiben war, nahmen sie nur 500 Hemden, ebensoviele Schuhe und verließen nach 3 Tagen wieder die Stadt, in der nichts mehr zu holen war! Im Juli und October beglückten sie abermals Mannheim, das „Aller Offiziere große Suppenschüssel" hieß. Dies sagt genug und läßt den gesunkenen Wohlstand begreifen. — Im Februar 1801

Digitized by Google

wurde der Luneviller Friede geschlossen, und das linke Rheinufer mit Entschädigung der Fürsten an Deutschland abgetreten. Am 13. Juli rückten Pfälzer Truppen ein, und man dachte auch wieder an Handel und Wandel. Es wurden Posten eingerichtet, welche am Montag und Samstag gingen, und zwar nach Frankreich, nach den Niederlanden und Nord-Deutschland. Am Sonntag und Dienstag kamen sie von dort her in Mannheim an. Dienstag und Freitag früh 7 Uhr ging die Post über Schwetzingen, Waghäusel (die jetzige Rheinthalstrecke) nach Karlsruhe und ins Oberland und kam von dort Montag und Donnerstag in Mannheim an. Man war damals von dieser prompten Beförderung, zwei mal wöchentlich, sehr entzückt. — Auch die Innungs-Privilegien der Kaufmannschaft, resp. Zunft, wurden revidirt und die Aufnahmsbedingungen für Gestattung des Handels neu festgesetzt. Interessant ist, daß man verlangte, daß, wer als Einheimischer mit langen Waaren handeln wolle, ein Vermögen von fl. 6000, wer einen Handel mit Spezerei- oder Galanterie-Waaren treibe, ein solches von fl. 4000 besitzen mußte. Der Fremde mußte aber fl. 18,000, resp. fl. 6000 Vermögen nachweisen. — 1802 entstanden in Mannheim eine Lederfabrik von Grettinger und eine Fabrik von Sicarros von Ludwig von Bilderbeck; die heute noch blühende Cigarren- und Tabaksfabrik von Thorbecke wurde schon 1790 gegründet.

Im August 1802 wurde bekannt, daß dem Markgrafen von Baden die Oberämter Ladenburg, Bretten, Heidelberg mit den Städten Heidelberg und Mannheim zugedacht seien. — Am 23. November 1802 erfolgte die definitive Besitz-Ergreifung durch Baden, welche durch eine Reihe von Festlichkeiten gefeiert wurde. In den Schriften jener Tage wird Carl Friedrich verglichen mit Titus, der in der Geschichte Jahrhunderte fortlebt, und den die Römische Nation „die Lust und Liebe" seines Volkes genannt hat. Auch wurden die „edlen, deutschen Nationen, Pfälzer und Badener" aufgefordert, Carl Friedrich hoch leben zu lassen. — Nichtsdestoweniger war aber der Uebergang nicht so schmerzlos vor sich gegangen, und namentlich deßhalb nicht, weil die Mannheimer verschiedenen Sammlungen nach München ver-

Digitized by Google

bracht werden sollten. Es wurde dagegen remonstrirt, aber ohne Erfolg. Von Seiten der Stadt und der Regierung wurde nun das Augenmerk auf die Demolirung der Festungswerke gerichtet. Baden bewilligte fl. 90,000 und die Stadt nahm ein Demolitions-Anlehen von fl. 60,000 auf, welches erst Ende 1860 getilgt wurde. Im Juni 1803 fand die feierliche Huldigung an den „Churfürst" von Baden, diesen Titel hatte Carl Friedrich angenommen, statt; trotz der schlechten Zeiten hielt man große Festlichkeiten ab. In dieser Zeit hatte die Stadt Mannheim Etwas, was ihr heute leider fehlt, eine Churfürstlich-Badische Handels-Academie. Sie war von Professor Hans Hch. Bürmann gegründet, der schon 1795 Vorlesungen über Handelswissenschaften hielt. In seiner Academie wurde Rechenkunst, Wechselrecht, Correspondenz, Buchhaltung, Deutsch, Französisch, Englisch und sogar Waarenkunde gelehrt! Zugleich hielten aber Herz Löw Sinzheimer und Simon Löw Neugaß ebenfalls Vorlesungen über Handelsrecht. Natürlich war das des Guten zuviel, und die Folge war, daß keiner prosperirte. Bürmann's Leistungen und Bestrebungen wurden aber anerkannt, und er erhielt sogar im Jahre 1808 eine Besoldung von fl. 1000. 1811 nahm er noch Schnellschrift, Geheimschrift, Fernschrift, (er wollte durch Pulverblitze in der Nacht über's Meer Zeichen geben), ferner Allschrift, wie es scheint eine Art Volapük, und — Poesie in seinen Lehrplan auf. Auch eine Fühl-, Riech- und Schmack-Schrift (wohl in Jäger'scher Art) soll er erfunden haben; wir konnten aber in Mannheim keines seiner Bücher hierüber auftreiben, die jedoch in Karlsruhe vorhanden sein sollen. All' das kostete nur 3 Laubthaler per Quartal. Stark besucht scheint aber die Academie nicht gewesen zu sein; denn sie entschlief sanft mit ihrem Gründer 1817.

1804 kamen die Umwälzungen in Frankreich; Napoleon wurde Kaiser und 1805 begannen dessen Feldzüge gegen Oesterreich, sowie die Truppentransporte durch Mannheim. 1806 wurde das Churfürstenthum Baden zum Großherzogthum erhoben und der Preßburger Friede brachte den Breisgau und Konstanz. In demselben Jahre verheirathete sich Churprinz Carl mit

Digitized by Google

Stephanie Napoleon. — Das junge Paar zog am 19. Juli in Mannheim ein und nahm seinen Wohnsitz im Schlosse. Dieses Ereigniß war für eine Reihe von Jahren von höchster Bedeutung für die Stadt und es wurden Feste dieserhalb gefeiert, das größte wohl auf der Mühlau mit maskirtem Tanz u. s. w. und zwar im Juli und August. Höchst interessant für die Beurtheilung der Handels- und sonstigen Verhältnisse Mannheims sind die Polizei-Vorschriften für die Großherzogliche Haupt- und Residenz-Stadt Mannheim vom Jahre 1807; es ist ein Büchlein von 88 Seiten, das sich ebenfalls in der Bibliothek befindet. — Nach ihm werden z. B. die Aushängeschilder, welche jetzt wieder so sehr in Schwung kommen, bei Wirthen und Handwerkern nur noch einstweilen geduldet, so lange keine Gefahr des Herabsturzes zu befürchten ist. Die Anbringung neuer Aushängeschilder war verboten. Das Entwenden des Oels aus einer öffentlichen Laterne, sowie das Entwenden der ganzen Laterne wird speziell untersagt. Auch wer sein Licht daran anzündet, zahlt Rr. 1.— Strafe. Den Bierbrauern ist ausdrücklich gestattet, eine oder auch mehrere bessere Biergattungen, als das gemeine, zu verfertigen und um höheren Preis zu verkaufen. — Das gemeine Bier bleibt aber einer Taxe unterworfen und der Bierbrauer muß „stäts“ mit einem hinlänglichen Vorrath versehen sein. Wer dagegen handelt, muß 10 Reichsthaler Strafe zahlen. Nicht preiswürdiges Bier wird confiscirt und entweder ausgegossen oder an die Armen vertheilt. Außerdem kostet es Rr. 10.— Strafe. Das Hausiren mit Brod und Essig ist untersagt. — Ein Paragraph bestimmt, daß auf der Straße kein Federvieh geduldet wird, ein bedeutender Fortschritt, denn 50 Jahre vorher wurde erst das Herumlaufenlassen der Schweine auf der Straße verboten. — Ferner muß bei 15 Kr. Strafe das im Frühling und Sommer auf der Straße zwischen den Steinen aufsprossende Gras ausgestochen und weggeschafft werden, was allerdings auf keine große Frequenz in den Straßen schließen läßt. Der Handel wird mit 9 Paragraphen bedacht und es bestimmt der § 1: Wer zur Führung eines offenen Ladens nicht berechtigt ist, dem ist der

Digitized by Google

Handel mit eigenen oder von Auswärtigen in Commission erhaltenen Waaren bei Nr. 10.— Strafe, auch nach Umständen der ebenmäßigen Confiscation derselben in dem ersten Betretungsfalle, mit Vorbehalt stärkerer Ahndung bei fernerer Zuwiderhandlung verboten. Ferner werden nur Niederlagen von Fremden im herrschaftlichen Kaufhaus gestattet. Das Hausiren und Feilhalten der Kaufmannswaaren über die Straßen ist bei Verlust jener verboten. Sonn- und Feiertage dürfen keine Läden geöffnet sein. Die nöthigen Eßwaaren dürfen aber auch nach dem Hauptgottesdienst „still feil gehalten werden". Merkwürdig ist auch die Bestimmung beim Holzhandel, daß „zur Beseitung aller Ausreden bei Holzdiebstählen es verboten war, Holz, unter welchen Vorwänden es immer sein möge, an Fuhrleute, Gabler oder andere Taglöhner, statt des Lohnes an Zahlung zu geben, bei Strafe von Nr. 6.—". Der freie Platz am Ende der Planken, dem Brauhaus der Stadt Augsburg gegenüber, wurde zum Kohlenmarkt bestimmt. Unterhändlern war das Aufkaufen von Kohlen verboten. Der Verkäufer mußte 24 Stunden Kohlen feilhalten. — Allem Anschein nach pflegte der Kaufmann von langen Waaren damals gerne in etwas übertriebener Weise zu verdienen, denn ein § sagt: „Krumme oder kurze Ellen sollen confiscirt und jeder daran fehlende 16. Theil mit Nr. 10 bis 20, je nach der Waare, bestraft werden". Bei Nr. 1 Strafe war verboten, am Tage Schreinerwerk, Stühle, Betten, Eisenwaaren und sonstige Effecten zum Verkauf auf den Nebenstraßen auszustellen. — Für einen soliden Lebenswandel wurde dadurch gesorgt, daß die Polizeistunde damals im Winter auf 10 Uhr, im Sommer auf 11 Uhr festgesetzt ward. Leute niederen Standes oder Handwerksgesellen wurden, wenn sie länger kneipten, zur Wache verbracht, sonstige Personen bürgerlichen oder höheren Standes aber nur aufgezeichnet! Ein merkwürdiger Paragraph ist auch jener, daß man ohne obrigkeitliche Erlaubniß keine reißenden, oder andere, ihrer Natur oder Gewohnheit nach schädliche Thiere halten darf. Es scheint danach beinahe, wie wenn sich unsere Ahnen den Luxus eines Privat-Löwen oder Tigers geleistet hätten! Mit Unschlittlichten dürfen

Digitized by Google

allein, neben den Seifensiedern, die Mitglieder der Handlungs-Innung handeln. Jedem andern Einwohner ist der Verkauf von Unschlittlichten und Seifen durchaus ohne Unterschied bei Confiscation seines Vorraths untersagt. Dagegen ist deren Einfuhr zu $^1/_8$ Centner zum Verschleißen im Herrschaftlichen Kaufshaus und zum eigenen Gebrauch gestattet. Als Curiosum sei erwähnt, daß in dieser Polizei-Vorschrift vernünftigerweise „das Schaukeln in den Ueberfahrtsbooten" auf dem Neckar mit 30 Kr. bedroht wird, und daß den Gastwirthen zur besonderen Pflicht gemacht wird, die Fremden nicht zu „übernehmen". Dieselben müssen bei Nr. 3.— Strafe alle Preise über Zimmer, Mahlzeiten, Getränke, Nachtquartiere u. s. w. zur Nachricht der Gäste anschlagen. Man sieht, was wir jetzt wünschen, wurde in der früheren Zeit einfach befohlen.

Nach dem Frieden von Tilsit hoffte Mannheim auf Frieden, Ruhe und Wiederaufrichtung. Doch 1808 kam bekanntlich der Krieg Napoleons mit Spanien, der zwar Mannheim nicht unmittelbar berührte, aber dem Handel schadete; dann brach 1809 der Krieg mit Oesterreich aus, welcher Mannheim wieder durch Truppendurchzüge in Mitleidenschaft zog. Die Einquartierungen wälzten riesige Lasten auf die Stadt, so daß die an sich starke Einkommensteuer verdoppelt werden mußte. Wie es zuging, ersieht man daraus, daß ein französischer General z. B. in 38 Tagen im Pfälzerhof auf Kosten der Stadt ca. fl. 1000 verpraßte.

Im Jahre 1809 feierte man ein Friedensfest. Schlimm sah es damals im Handel aus. Es war die Zeit der Continental-Sperre. Wie überall, wurden auch in Mannheim alle englischen Fabricate confiscirt, und die Magazine und Läden nach englischen Waaren untersucht. Zugleich wurde aber auch die Pfalz mit Franzosen und französischen Waaren überschwemmt. Es erschienen französische Weinhändler, welche Burgunder à 30 kr., Muscat-Lunel zu 48 kr., Champagner à fl. 2.06 und Bordeaux à fl. 1.— verkauften. Französische Liqueure, frz. Senf, frz. Tapeten, frz. Parfümerien, frz. Schuh- und Putzwaaren wurden eingeführt und verkauft. Bekanntlich regte die Continental-Sperre aber auch die

Industrie an, und es entstanden damals alle möglichen und unmöglichen Surrogate. Ein Patent-Kaffee aus Chocolade und Erdmandeln wurde durch D. Antoni & Co. fabricirt, der Runkelrübenzucker wurde eingeführt und aus Sonnenblumen Oel hergestellt. Dabei wurde übrigens auch viel Syrup statt Zucker verwandt. Bei 42 Kaufleuten hier fand man verbotene Waaren, die auf dem Marktplatze verbrannt wurden; ein Beweis für die strenge Ausführung der betreffenden Bestimmungen. Am 10. Juni 1811 segnete Großherzog Carl Friedrich, 82 Jahre alt, das Zeitliche. Ihm folgte Großherzog Carl, der im Beisein seiner Gemahlin im Juli als Großherzog begrüßt wurde, die Stadt schenkte der Letzteren das jetzt noch als Stephani-Schlößchen bekannte Schlößchen in den Schwetzinger Gärten. Zu jener Zeit wurde auch in Mannheim unter dem Druck der Verhältnisse der 15. August als Napoleons-Tag gefeiert! Wir erwähnen hier in Parenthese, daß 1810 der Bürgermeister fl. 150 Gehalt bezog.

1812 kamen neue Truppendurchzüge für den Feldzug gegen Rußland, an dem ja leider auch die Badischen Truppen Theil nehmen mußten. Im November 1813 sagte sich Großherzog Carl vom Rheinbund los, obgleich jenseits des Rheines noch Franzosen lagen; doch ging diese Gefahr für Mannheim glücklich vorüber. Im Dezember erschienen die Russische und Preußische Armee. Am 1. Januar 1814 erfolgte der denkwürdige Uebergang über den Rhein, woran Mannheims Schiffer hervorragenden, rühmlichen Antheil hatten! Während die Durchmärsche mit ihren Lasten fortdauerten, lagen im Feldlazareth Mannheim in einem Monat 1527 Fieber- und Blattern-Kranke, und es übertrugen sich diese Krankheiten auch auf die Bürgerschaft. Im Mai 1814 wurde die Rheinschifffahrt wieder eröffnet und die Ankunft des ersten von Mainz kommenden Rangschiffes gefeiert. Stadt und Land begrüßte, wie man sich ausdrückte, „die wieder aufgehende Handlungs-Sonne". — Im Juni fand der Rückmarsch der Russischen Armee statt und man hoffte abermals auf dauernden Frieden. Doch wiederum zu früh, denn im nächsten März kehrte Napoleon von Elba zurück und die Truppendurchzüge begannen für Mann-

Digitized by Google

heim von Neuem! Bayern, Württemberger, Oesterreicher, Russen zogen erst nach Frankreich und Ende 1816 wieder heim.

Mannheim hatte im Jahre 1815 an directen Einquartierungslasten zu zahlen fl. 411,836.—, nicht gerechnet die unzähligen Lieferungen und Leistungen an Lebensbedürfnissen, und es wird namentlich über die Erpressung unserer Freunde, der Russen, bitter geklagt. Wenn einer der Generale weniger schröpfte, erhielt er von der Stadt ein Ehrengeschenk von 200 Ducaten. Man kann sich also denken, wie es damals in der armen Stadt zugegangen sein muß. Was die Fabrikation von Schuhwaaren, Sattlerwaaren, Wagen, Bier u. s. w. anbelangte, so trieb Mannheim damit einen schwungvollen Handel nach der Pfalz und Rheinhessen. Die Handelszunft war stolz auf ihre Zahl, denn sie hatte damals 94 Handelsmänner, 8 Wittiben und 64 Commis und Lehrjungen! Diese Zahlen, namentlich die letztere, können uns nicht mehr imponiren, so viel Commis haben jetzt 2 Geschäfte für sich allein. Nachdem die Sperre mit Napoleon gefallen war, suchte man, wie auch heute, Geld durch Einführung von Zöllen zu machen. Hierdurch gerieth aber Mannheim in eine recht schlimme Lage, da nunmehr das alte Absatzgebiet, die Pfalz und Rheinhessen, politisch getrennt wurden. Es muß übrigens anerkannt werden, daß schon damals die Badische Regierung alles that, was den Handel Mannheims fördern konnte. — Mannheim, Schrök und Freistatt wurden als ausschließliche Ein- und Ausladе-Stationen für den Oberrhein erklärt! Zugleich wurden damals öffentlich uns jetzt unbegreifliche Fragen aufgeworfen, z. B. ob Mannheim ein zur Spedition geeigneter Platz sei, und ob eine Spedition daselbst dem Commerz zuträglich sei. Die Regierung nahm aber Partei für Mannheim, bekämpfte Heilbronn, welches gegen Mannheim agitirte, und ein Badischer Geh. Hofrath Dr. Gaum schrieb eine Schrift „Ist eine Spedition in Mannheim nothwendig?“, historisch erläutert von Dr. Gaum. Er kam zum Ergebniß, daß Mannheim wieder in seine älteren, ihm gewaltsam entzogenen Rechte eingesetzt werden soll. Diese Schrift ist höchst interessant.

Digitized by Google

Im Jahre 1814 hatte Oberbürgermeister Reinhard, „damit nicht alle Zahlungen eingestellt, und die Schuldenlast der Stadt bis zum Ungeheuren hätte vergrößert werden müssen", mit Aufbietung seines ganzen, auswärtigen Credits, die Summe von fl. 120,000 vorgeschossen. Doch auch dieser Vorschuß half nur für kurze Zeit. Die Steuern waren sehr hoch, bis 8 % und mehr des Einkommens, und schlecht vertheilt. Später ging man deshalb zu einer Consumtionssteuer über. — Das Jahr 1806 brachte endlich den so lange ersehnten Frieden. Nun galt es aber, die Kriegsschulden zu zahlen.

Am 8. Dezember 1818 starb Großherzog Carl und Großherzog Ludwig folgte ihm in der Regierung. Die Großherzogin Stephanie zog nach Mannheim. — Am 23. März 1819 wurde Kotzebue durch Sand ermordet, und Jahre der politischen Reaction folgten. Als Beitrag zur Werthschätzung der Staaten sei folgender Auszug aus dem Frankfurter Courszettel des Jahres 1819 mitgetheilt: Churpfälz. Obligationen 5½ % — 66½ B., Leininger 5 % — 93½ G., Nassauer 5 % — 97, Frankfurt 4 % — 90½, Preuß. in Engl. 5 % — 78, Bayerische 4 % — 85½ G., Baden 4½ — 96¼.

Das Jahr 1821 war ein gesegnetes mit außerordentlicher Billigkeit; aber der Handel konnte nicht zur Blüthe gelangen, da Schlagbäume und Zollschranken ihm überall entgegentraten. 1822 wurde eine Handelsprohibitiv-Verordnung publicirt, welche die Einfuhr französischer Weine, Essig, Liqueure u. s. w. verbot, aber auch auf deutsche Weine, außerhalb Badens gewachsen, wurden Zölle erhoben. Ebenso mußten Seide, Schuhe, Kleider, Wolle, Hüte und Leder, von auswärts kommend, Zölle zahlen. Daß hiedurch bei der geringen Ausdehnung des Landes der Handel lahmgelegt wurde, ist begreiflich. Um diese Zeit wurde, um der Armuth und dem Elend entgegenzutreten, das Leihhaus und die Sparkasse, welche ursprünglich ein Institut waren, gegründet. Der Zinsfuß war 4 %, es garantirte schon damals die Stadt für die Einlagen. Ein höchst interessantes Aktenstück für die Beurtheilung der damaligen Zeit besitzt der Alterthums-Verein in den Polizei-Vorschriften vom Jahre 1822. Es sind im Ganzen jetzt 164, also doppelt so viele Seiten,

Digitized by Google

als im Jahre 1807. Was das Bier anbelangt, so ist gegen früher die Taxe desselben aufgehoben und die Einfuhr fremden Bieres, (wohl kein Münchener Hofbräu) erlaubt. Schlechtes Bier wird aber immer noch confiscirt! Dagegen ist den Bäckern gestattet, besseres Brot, aber in anderer Form, zu backen. Die Fruchtmarktordnung ist mit 19 Paragraphen festgesetzt; Tabak darf nicht geraucht werden; der Anfang wird mit Trommelschlag verkündet. — Es gibt auch Sackträger, welche aber ein Handgelübde für fleißige und tüchtige Bedienung der Marktgäste ablegen müssen. In Bezug auf den Handel sind die Paragraphen beinahe wörtlich dieselben, wie vom Jahre 1807, was auf keinen großen Fortschritt in den 14 Jahren oder auch auf keine starke Neuerungslust der Polizeibehörden schließen läßt. Der Handel mit Leinwand ist nur Kaufleuten und Leinewaarenhändlern erlaubt. Doublirte und plattirte Goldwaaren müssen bei Verkauf mit Zeichen, z. B. D versehen sein. Händler und Trödler dürfen bei strenger Strafe und Concessions-Verlust gestohlene Sachen nicht kaufen. Ein merkwürdiger Paragraph ist § 484, worin es heißt: „Juden, welche mit Eisen handeln, dürfen weder neue, noch alte Schlüssel, bei welchen keine Schlösser sind, im Handel führen bei Nr. 1 Strafe.“ War das nur dem Juden verboten, oder gab es damals keine christlichen Eisenhändler? Auch das Hausiren bleibt verboten. Ein Haupthandelsartikel scheinen Kalender gewesen zu sein, denn über diesen Handel existiren allein 6 Paragraphen. Ueber Fabrication und Verkauf von Spielkarten existiren deren 4. — Paragraph 382 sagt, daß der Handel mit Liedern, Liebes-, Mords- und Wunder-Geschichten, Wahrsagereien u. s. w. hier nicht geduldet wird. — Das Spielen in ausländischen Lotterien war auch damals schon verboten; ferner wurde das Ausspielen von Gütern untersagt, was aber 1825 doch noch hin und wieder stattfand. 18 Paragraphen handeln vom Mehlhandel; doch werden nach § 418 beim Handel keine Makler, gleichgiltig unter irgend welchem Vorwand, geduldet. Messen hatten wir 2, jede von nur 14 Tagen. Fertigung neuer und Ausbesserung alter Artikel war den Meßleuten untersagt. Ein eigenthümlicher Paragraph

Digitized by Google

war 442, welcher den Nothhandel betrifft und lautet: „Ohne obrigkeitliche Erlaubniß darf von keinem israelitischen Einwohner der Nothhandel, zu welchem das Gesetz die Mäkler, Viehmäkler, den Hausir-, Trödel- und Leih-Handel rechnet, betrieben werden.“ — Zwölf Paragraphen handeln vom Verkauf mit Schießpulver. Ueber den Verkauf von Stroh existiren 3 Paragraphen und wird der Strohmarkt als Handelsplatz bestimmt. Als Curiosum sei noch beigefügt, daß derjenige, welcher einen Selbstmörder zu retten sucht, Nr. 15 Belohnung erhält, und daß der, welcher aus elendem Vorurtheil gegen den Retter eines solchen Unglücklichen einen Vorwurf sich erlaubt, mit Geld- oder Leibesstrafe, je nach Umständen, bestraft wird. Der § 565 verbietet auch das Rauchen im Schloßgarten bei Nr. 1 Strafe, und der Paragraph mit den reißenden Thieren, ebenso der Paragraph, Unzucht betreffend, ist beibehalten. Die Unschlittlichte werden 1822 in 6 Paragraphen bedacht, die Unzucht in nur einem, allerdings kräftigen. Schließlich dürfte noch der Paragraph 99 interessiren; darnach dürfen Wind- und Wetter-Fahnen nur noch einfach und ohne geschmacklose Zierrathen auf den Gebäuden errichtet werden.

Im Jahre 1823 wurde ein Eilwagen-Curs nach Mainz, in Verbindung mit der Niederländer Post und nach Heidelberg für Würzburg errichtet. 1824 brachte wieder außergewöhnlich hohes Wasser, welches den Anstoß zur Rheincorrection gab. Eine Masse von Denkschriften über dieses Thema findet sich auf der Bibliothek des Mannheimer Alterthumsvereins.

Ende 1824 trat dann der Conflict der Landstände mit Großherzog Ludwig ein, worauf die Kammer aufgelöst wurde. Damals entstand auch die merkwürdige Adresse einer Anzahl Gemeinden an Großherzog Ludwig, er möge während der Dauer seines Lebens den Bestimmungen der Verfassung keine Folge leisten!

Die Kleinstaaterei zog, namentlich im Handel, Gewerbe und in der Industrie, für uns heute geradezu unbegreifliche und unbeschreibliche Zustände groß. Alles klagte über Geschäftslosigkeit und völligen Rückgang der Gewerbe. Namentlich „Schuhmacher, Schreiner, Sattler und Chaisen-Fabrikanten“ beschwerten sich über die Zölle.

Digitized by Google

Erstere behaupteten, dadurch am Absatz von 20,000 Paar Schuhen gehindert zu sein. Insbesondere seien die Eingangszölle zu nieder, so daß Baden durch fremde Waaren förmlich überschwemmt würde, ohne selbst ausführen zu können. Auch die Bierbrauer sind mißmuthig und schlagen ihre Mindereinnahme auf fl. 28,000 an. Es müssen auch bei uns merkwürdige Zollverhältnisse geherrscht haben, denn es betrug z. B. der Eingangszoll für ein Clavier nach Bayern und Württemberg fl. 60, für einen Flügel fl. 100, während bei uns fl. 3.20 per Centner erhoben wurde. Die Regierung erkannte auch die Ungerechtigkeit der Zölle an, und es fanden mehrere Conferenzen statt, deren Resultat aber meist nur eine Erhöhung aller Zölle war. Im April 1825 stellte der Abgeordnete Keßler aus Mannheim, unterstützt durch Fabrikant Völker in Lahr, in der Kammer den Antrag, die Regierung wolle, falls keine auf niederen Zollsätzen beruhende Einigung unter den süddeutschen Staaten zu Stande komme, die Aus- und Eingangszölle auf das Maaß der Transitzölle herabsetzen. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. Keßler hatte in seiner Rede namentlich die traurigen Zustände, in denen sich zu jener Zeit Mannheim befand, geschildert. Schon im Juli wurde eine mildere Zollordnung eingeführt, und auch Württemberg machte, allerdings etwas später, Concessionen. In der Hauptsache blieb aber das Uebel bestehen und Mannheims Handel konnte noch nicht zur Blüthe gelangen. Die Einwohnerzahl Mannheims war so ziemlich die niederste 18,481, davon 8095 evangelisch-protestantische, 8970 Katholiken, 110 mennonitische und 1276 Juden.

Im October des Jahres 1825 trat ein Ereigniß von größter Wichtigkeit für die Zukunft Mannheims ein. Das erste Dampfschiff „Der Rhein“ passirte Mannheim von Mainz kommend auf der Probefahrt, welche bis Kehl ging. Es brauchte dazu 46 Stunden. Man faßte die kühne Idee, eine Dampfschifffahrt von Rotterdam bis Basel einzurichten. Merkwürdigerweise waren es aber nicht Mannheimer Kaufleute, welche um diese Concession nachsuchten, sondern Cotta von Stuttgart und Spediteur Kißling von Rastatt. Die Concession wurde

Digitized by Google

auch ertheilt. Ueber die Resultate ist nichts in Erfahrung zu bringen, was wohl daraus erklärt werden kann, daß man bis Basel überhaupt mit Dampfschiffen nicht fahren kann. Im Jahre 1825 kamen in Mannheim Lotterien auf, und wurde z. B. durch Loose zu fl. 11.— ein sehr schönes Haus in Mannheim auf der Breiten Straße M 1, 2 im Werthe von fl. 44,727, ein Landgut im Käferthal, im Werthe von 30,037.—, ferner die Allodialherrschaft Stein taxirt zu fl. 182,348.— und das Gut Rohrhof taxirt zu fl. 60,197.— ausgelooft. Diese Geschäfte wurden von Banquiers vorgenommen, und mußte für die Erlaubniß, allem Anscheine nach, eine Abgabe für einen guten Zweck geleistet werden. Dies geht aus einem Briefe des Großherzogs Ludwig an das Haus W. H. Ladenburg & S. hervor, dessen Einsicht wir der Güte des Herrn Commercienrath C. Ladenburg verdanken. Dieser Brief, geschrieben auf Büttenpapier, mit Goldschnitt, lautet:

„Mein lieber Ladenburg! Ich benachrichtige Sie hierdurch, zu Ihrer Legitimation, daß Ich die, wegen Ertheilung der Erlaubniß zur Lotterie-Ausspielung der allodialen Herrschaft Stein u. s. w. für das Cadetten-Institut dahier bestimmten Dreitausend Gulden, welche Sie mir mit dem Postwagen übersandten, richtig empfangen habe und verbleibe

Ihr wohlgeneigter
Ludwig.

Karlsruhe, den 2. September 1825.

Es ist gewiß nicht ohne Interesse zu hören, wie ein Mannheimer damals die Zukunft der Stadt, bezw. des Handels beurtheilte. Wir finden dies in der „Historisch-topographisch-statistischen Beschreibung von Mannheim, durch J. G. Rieger, welche bei Tobias Löffler 1824 erschien. Es heißt da unter Anderm: „Von jeher waren die nahen Städte Mainz und Frankfurt mächtige Rivale unseres Handels, und werden es durch ihr entschiedenes Uebergewicht auch immer bleiben. Beide, das geldreiche Frankfurt, wie das begünstigte Mainz, werden nicht leicht einen Nebenbuhler zu Kräften kommen lassen, der ihnen weder den goldenen Hebel ihres Commerzes zu entwinden versteht, noch ihn mit gleicher Sicherheit, Stärke und

Digitized by Google

Gewandtheit zu führen weiß; und ungeachtet aller Bemühungen, ungeachtet des Vorzugs, den Mannheim durch den Besitz ausgezeichneter Land- und Wasser-Straßen hat, wird unser Handel stets eine untergeordnete Stellung behaupten, weil zu dem wirklichen Handel ergiebigere Quellen erfordert werden, als die Pfalz sie darbietet." Ferner: „Unter den 110 Handelsleuten befinden sich nur Wenige, die eine bedeutende Handlung führen." Als bedeutend wird der Tabakhandel, und die Fabrikation, sowie Getreide- und Weinhandel genannt. Dann Holz, Leder, Tuch, Seiden- und Baumwoll-Waaren; Material-, Farb-, Spezerei-, Fisch- und Fettwaaren-Handel, Eisen, Commission und Spedition und Viehhandel. Die Rheinschiffe hatten damals 1500 bis 2500 Centner Ladungsfähigkeit; die heutigen 20 bis 26,000. Was Fabriken anbelangt, so befanden sich hier: 9 Tabaksfabriken für Rauch- und Schnupftabak, 1 Tapeten-, 1 Chaisen-, 1 Spielkarten- und 1 Krapp-Fabrik. Außer diesen Etablissements werden noch, heißt es, aber sehr unbeständig, folgende Artikel fabrikmäßig zu Tage gefördert: Runkelrübenzucker, Kaffeesurrogate, Chokolade, Essig, Bleizucker, Fußteppiche, Sammt, Feuereimer, Leinwand, Branntwein, (besonders das bekannte Mannheimer Wasser) (Zentmaier) ein versüßter Anisbranntwein, erfunden durch Christ. Schumacher, „der weit versandt wird", Kunstschreinerarbeiten, das bekannte Mannheimer Gold „Tumback", Stärke, Puder u. s. w. Uebrigens sagt Rieger „es stehen die Arbeiten der Mannheimer rund herum in gutem Ruf und werden stark gesucht." — Wie ersichtlich, war die Industrie ziemlich mannigfaltig, vielleicht mannigfaltiger als unsre heutige.

Nachdem wir 50 Jahre Handel und Wandel und in Verbindung damit schwere Jahre geschildert haben, sei es uns gestattet, einiges darüber zu sagen, wie eigentlich zu jener Zeit der Mannheimer ausgesehen und wie er beurtheilt wurde. Rieger sagt unter dem Kapitel: Nationalcharacter, körperliche Kleidung, Bildung und Sitten: „Es ist schwer, über den Character der Einwohner einer Stadt, die aus den heterogensten Theilen zusammengesetzt ist, ein bestimmtes, klares Urtheil zu fällen. Niederländer sind hier der Urstoff, Franzosen wurden beigemischt, Bayern darunter gestreut, und Schwaben angepflanzt.

In diesem Compositum befinden sich noch Italiener, Tyroler, Schweizer, Preußen, Oesterreicher, Spanier und selbst die Sprößlinge der entfernteren Weltgegenden.“ (Wir scheinen also auch schwarze Mitbürger gehabt zu haben.) „Aus solcher Mischung einen Nationalcharacter herauszufinden, wäre ein Meisterstück“, und da wird man ihm nur beistimmen müssen. Rieger sagt dann weiter: „Der Rheinländer überhaupt unterscheidet sich von dem Volke des nördlichen und östlichen Deutschland, dem man zum Theil Kälte, Plumpheit und Stumpfsinn zur Last legt, (er ist nicht sehr höflich gegen unsre norddeutschen Brüder) eben so bedeutend, wie der Pfälzer insbesondere wieder von seinen Grenznachbarn. Er ist lebhaft, gewandt, weiß sich in alle Lagen zu finden, ergreift Alles auf der vortheilhaften Seite, weiß Allem einen Werth abzugewinnen, ist gern lustig und guter Dinge, nicht selten leichtsinnig und sonst zufrieden, wenn man nur ihm Ruhe läßt und ihn nicht in seinen Neigungen und Gewohnheiten stört.“ Es scheint beinahe, als ob sich die Mannheimer nach dieser Richtung im Allgemeinen in den 60 Jahren wenig geändert hätten! Nicht schmeichelhaft ist, was Rieger weiter sagt: „Die Kunst liebt er leidenschaftlich. Aber er ist mehr Bewunderer, als tiefer Kenner, mehr Verehrer, als Belohner. Er ist hierin ebenso, wie in den eigentlichen Wissenschaften, mehr Praktiker, als Theoretiker. Er ist mehr Prosaist, als Poët u. s. w. Dagegen ist er in der Religion tolerant; Bigotterie kennt er nicht.“ Nun schreibt Rieger Etwas, was wir wirklich nur mit schwerem Herzen wiederholen; aber wir glauben, versichern zu können, daß wir uns darin gebessert haben. Er sagt nämlich: „Flatterhaft, untreu und unbeständig ist der Mannheimer, in der Liebe. Er liebt, weil es Mode ist. Es fände weder Goethe zu den Leiden des Werther, noch Fouqué zu einem „schmelzbuttrigen“ Roman hinlänglich Stoff. Der Mannheimer liebt, wie der Schauspieler, so lange er auf der Bühne ist, rasend.“ Den Damen seiner Zeit widmet Rieger folgende Liebenswürdigkeiten: „Die Weiber sind weit lieber Damen, als Hausfrauen, jedoch, ohne in ihrem Haus, gleich den Engländerinnen, als Königinnen zu prangen.“ — Nun kommen die Männer wieder: „Im Umgang fehlt dem Mannheimer die feine Bildung des Sachsen. Er ist

Digitized by Google

aber auch keine Treibhauspflanze, wie dieser. Er hat nicht die Dreistigkeit des Preußen, ist nicht so pfiffig und prahlerisch, hat mit dem Bayern die Offenherzigkeit und nicht selten dessen Derbheit gemein. Der Mannheimer ist gastfrei, jedoch ohne wahre Herzlichkeit; er ißt und trinkt gern gut. Er ist weniger starker Esser als Trinker, und fällt, so zu sagen, weit später unter den Tisch, als mancher Andere (Also doch etwas Gutes!) Gleich setzt Rieger aber wieder hinzu: „Die Sitten sind, wie überall — — gemischt. Hinsichtlich der Gestaltung des Aeußern ist der Mannheimer zwar weder mit den alten Griechen noch Römern zu vergleichen; aber man findet auch weder große Aehnlichkeit mit den Samojeden, Baschkiren, noch Kalmucken. Der Mannheimer ist mittelmäßig von Natur ausgestattet, aber dauerhaft gebaut. Wie man selten von ausgezeichneter Schönheit angezogen, so erblickt man doch noch seltener ganz Häßliche." —

Auch die Kleidung befriedigt Rieger nicht. „Bald stehen die Hosen wie in Trichtern, bald wie in Champagner-Bouteillen; heute trägt man einen kleinen Hut mit fingerbreitem Kranz, und hat Morgen einen auf dem Kopfe, der bald noch einmal so groß ist." — Ueber Damen sagt er: „Es wird Mode, sich altdeutsch zu kleiden, und sie erscheint keusch und züchtig bis unter das Kinn verhüllt; aber plötzlich wird die Tracht geändert; man kleidet sich leicht, und um nicht altmodisch auszusehen, und so läuft dann wieder das ganze Geschlecht, wie Französinnen entblößt, oder in leichtem Flor gehüllt, herum". Voll sittlicher Entrüstung sagt Rieger: „Heute steckt sich das Frauenzimmer in faltenreiche Gewänder, und wuchert Morgen mit schlankem Gliederbau in anschließender Kleidung."

Diese Aeußerungen dürften zur Characteristik der „alten" Mannheimer genügen. Es ist gewiß ein Glück, daß es nicht mehr viele Exemplare dieses Buches gibt, welches die Mannheimer beiderlei Geschlechtes nicht gerade sehr schmeichelhaft schildert! — — — —

Wir können unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne unserer Genugthuung Ausdruck gegeben zu haben, daß alle schlimmen Prophezeiungen über die Zukunft

Digitized by Google

Mannheims sich nicht erfüllt haben, und daß sich Mannheim trotz der furchtbaren Schicksalsschläge, welche es erdulden mußte, aufschwang zum allgemein anerkannten „Emporium“ des süddeutschen Handels!

Möge die mächtig emporstrebende Stadt am Zusammenfluß des Rheins und des Neckars weiter blühen zur Ehre des deutschen Namens, und mögen ihr immerdar glückliche Zeiten beschieden sein!

Digitized by Google

Digitized by Google

Max Hahn & Comp. Mannheim.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

Digitized by

884 M316
Mannheimer altertumsverein
Sammlung von vorträgen
884 M31
BRITTLE DO NOT PHOTOCOPY

171
Digitized by Google